Dokumentation

20 Jahre Arbeitergeschwister

Ilbenstadt 1992

Inhalt

Arbeitergeschwister - wer ist das?	3
Teil 1: Der Alltag	4
Berlin heute	4
Die Putze	5
Die Börse	6
Aus einem Fabriktagebuch	7
Betriebsalltag einer Hausfrau	11
Teil 2: Glaube zwischen Arbeit und Kirche	12
Warum ich im Betrieb arbeite	13
Kirche aus einem anderen Blickwinkel	14
Widerstand (Kreuzberger Jesuiten)	15
Das Reich Gottes im Bergbau	17
Weihe zum Arbeiterpriester (Gesprächsprotokoll)	18
Brief an Kardinal Höffner (wg. Lateinamerika)	20
Zu füßen des bonner münsters	21
Was ich als Christ von Karl Marx gelernt habe	21
Theologie und Arbeit	23
Herausforderung durch Armut	29
Brief an und von Hannjörg Neundörfer	30
10 Jahre Arbeiterpriester: Bericht für ein internationales Treffen	31
Nachruf auf Michael Walzer	33
Zwischen den Stühlen	34
Advent und Arbeit	35
Ob es dann noch Kirchen gibt?	36
Teil 3: Von der Betroffenheit zum Engagement	38
Arbeit in einem Rüstungsbetrieb	38
Heute haben wir panzerketten produziert	40
Kirchenbesetzung - Kirchenbefreiung?	41
Betriebsratsarbeit in einer Gebäudereinigungsfirma	42
Proteste auf dem 70. Deutschen Fürsorgetag	43
Warum Arbeitslose im Arbeitskreis Beschäftigte-Erwerbslose mitmachen	43
Wehret den Anfängen	44
Oh wie sinnvoll - ach das Leben	45
Briefwechsel mit Bischofskonferenz wegen Arbeitslosigkeit	47
Belegschaftskontakte an der Basis	48
Jenseits der Beschlußlage	56
Redebeitrag zur Hungerstreik-Demo	60
Licht aus dem Knast	61
Ostermontag bei Fritz	62
Chronik	63
Bücher und Zeitschriften	66
Nachwort	67

zuhause nicht ganz
in dem was ist
viel mehr in dem
was hoffnung erhofft
in eine einöde geboren
um vorzubereiten
ein hochzeitsmahl

zärtlichsein gegen die zwänge verbreiten
standfest beim sprachelosen
die taubstummensprache erlernen
siedeln am brechenden brot

'Arbeitergeschwister' - Wer ist das?

...Menschen, Männer und Frauen, die meist in der Art gläubiger Christen aufgewachsen sind, die sich eine Denkart im Sinn und Geist der Bibel aneigneten, die vielfach Theologie studiert haben, oft dann sogar hauptberuflich in kirchlichen Dienst traten, dann aber irgendwann sich entschieden, in der Art einfacher ArbeiterInnen zu leben.
Seit 20 Jahren treffen sie sich im deutschsprachigen Raum zweimal jährlich, um über dieses ihr Leben und wichtige Fragen dieser gesellschaftlichen Schicht zu sprechen.
Zunächst waren es nur katholische Priester, aus Diözesen und Orden, und nur Männer. Bis dahin hatten sie meist nichts voneinander gewußt. In Anlehnung an das schon länger bestehende französische Beispiel verstanden und bezeichneten sie sich als 'Arbeiterpriester'. Bald kamen auch 'Kleine Brüder' dazu, dann auch 'Kleine Schwestern', dann auch andere Frauen und Männer (z.B. PfarreferentInnen) und schließlich auch evangelische TheologInnen. Allen gemeinsam war der Versuch, die Lebensweise der einfachen ArbeiterInnen als eigenen Existenzweise auf Dauer zu übernehmen und das Bedürfnis, darüber in einer bei ihnen allen ähnlichen Art nachzudenken und miteinander zu reden.
Im Laufe der Zeit ist's ein sehr gemischter Kreis geworden mit einer großen Breite an Ansichten über Kirche, Gesellschaft usw. und daraus abgeleiteten Zielen. Gemeinsam aber blieb ihre Art zu leben, über ihr Leben nachzudenken und darüber miteinander zu reden.
Im Folgenden stellen wir aus Anlaß der 20 Jahre ihres Treffens einiges aus bisherigen Veröffentlichungen einzelner 'Arbeitergeschwister', keineswegs repräsentativ und die gesamte Spannbreite umfassend, zu einer gemeinsamen Veröffentlichung zusammen.
Die Gedichte sind sämtlich von Franciska Binka und Georg Lauscher, veröffentlicht 1983 unter dem Titel 'Der Sinn der Steine'. Die Karikaturen hat Roger Reinhard zu verschiedenen Gelegenheiten gezeichnet.

Teil1: Der Alltag

wirke hörend
bruder mensch

zähl dich
zu den kaumgehörten
gib die vielen reden auf

öffne öffne
beide ohren
das nach innen
das zur welt

hörend bilden sich die worte
teilend nur wächst
du

Berlin heute

Eine Stadt mit so vielen Gesichtern. Und das trifft auch für unsere Gemeinschaft in Berlin zu, die nun schon so lange hier in der Liebenwalderstr. lebt. Im Jahre 1976 sind wir umgezogen von der Nr. 4 in die Nr. 40. Natürlich ergaben sich neue Freundschaften und alte gehen weiter. Ich bin erst 7 Jahre in Berlin und durfte in eine so lebendige Geschichte eintreten. Es geschieht da eben alles, was auch sonst im Leben seinen Platz hat: neues Leben - Tod - Krankheit, Lachen und Weinen, Arbeit und Ruhe (wir sitzen sehr gerne in unserem Hinterhof beieinander), Sorge und Freude, eben ein Miteinanderteilen ...
Wie kann das mitgeteilt werden, ohne sich selbst ins Licht zu stellen, aber es ist wichtig, daß das Schicksal der Menschen um uns gehört und geachtet wird: Alkoholiker, Ehen in tiefen Krisen, Frauen auf der Flucht, oft mit Kindern; Familien, deren Not wir durch das Leben Tür an Tür miterlebt haben. Wir begegnen Menschen ohne Stimme, sie kennen die Sprache nicht, viele können auch nicht lesen und schreiben und werden so nur schwer gehört. Das bringt mit sich, daß sie oft ausgenützt und mißbraucht werden.
Mir selbst ist dieses tägliche Miteinander eine echte Lebenshilfe und Notwendigkeit geworden, ein Teil meines Alltags. Hier im Viertel, im alten "Roten Wedding", das inzwischen viele Farben beherbergt, sind auch unsere Nachbarn aus aller Welt. In unserem Haus sind wir sicher mehr als 10 verschiedene Nationalitäten. Nach dem Krieg waren es die vielen Heimatlosen aus dem Osten, vor über 20 Jahren kamen die ersten ausländischen Arbeiter aus Griechenland, Türkei und Italien und heute sind es die vielen Menschen auf der Flucht vor Unrecht und Ausbeutung und auf der Suche nach Recht und Lebensraum.
Wir sind froh, daß wir mit einigen Asylbewerbern und Asylantenfamilien hier im Haus und Stadtteil leben dürfen. Für mich, die ich noch nicht so weit herumgekommen bin, ist die Begegnung mit ihnen eine neue Welt. Unsere Nachbarn waren, bevor sie nach Berlin kamen, Nomaden und leben jetzt in einer Stadt, in der alles zu h a b e n ist, wenn man Geld und Beziehungen hat. Der Alltag mit den Ämtern und dem Papier, eine völlig neue Kultur, oft genug Ablehnung und eine Gesellschaft, deren Werte fragwürdig geworden sind, erwarten sie hier. Und die Zukunft bleibt doch für die meisten sehr ungewiß. Wie oft hören wir da ein Wort des sich Überlassens, manchmal ängstlich, manchmal hoffnungsvoll: "Gott weiß, Gott schaut auf uns, es wird schon recht ...!"
Und wie groß die Herausforderung für die Bevölkerung ist, mit dieser als Bedrohung empfundenen Situation klarzukommen, das spüren wir oft in der Pfarrei, bei unseren deutschen Arbeitskollegen, jüngeren und älteren, und bei den "einheimischen Nachbarn". Die drastische Wohnungsnot, die unsicheren Arbeitsplätze, die immer härteren Arbeitsbedingungen und vieles mehr verstärken das Gefühl hier keinen Platz mehr zu haben. Die letzten Berliner Wahlen waren sicher auch ein Ausdruck hierfür.
Über die Jahre konnten wir hier auch viele ökumenische Kontakte schließen. Die kath. Kirche ist hier eine Minderheit und vielleicht erfahren wir deshalb noch tiefer die Angewiesenheit eines gemeinsamen Weges. Wir leben das sicher weniger auf der Ebene der großen Treffen, als im sich gegenseitig Besuchen, wenn wir Arbeitskollegen zur Liturgie begleiten und in oft langjährigen Freundschaften.
Ein wichtiger Pfeiler unserer Verwurzelung in Berlin ist die Arbeit. Eine Kleine Schwester arbeitet nun schon 16 Jahre bei AEG und vor ihr waren schon eine Reihe anderer dort. Nach so einer Zeit wird der Alltag wirklich zum Alltag, das Leid der entfremdeten Arbeit wird konkret, auch am eigenen Leib. Im Moment arbeitet noch eine von uns in einer Buchbinderei als Packerin und ich selbst 20 Stunden in der Woche in einer alternativen Wäscherei. Unsere Arbeitsplätze waren oft die, die auch unsere ausländischen Kolleginnen einnehmen. Hier begegnen wir auch sehr stark der islamischen Welt. Bei all dem können wir den drängenden Fragen nicht aus dem Weg gehen: Die Macht des Geldes zwingt viele Menschen Bedingungen anzunehmen, die zerstörerisch sind, die Zukunft vieler Arbeitsplätze ist durch die Rationalisierung bedroht, eine neue Technik überrollt uns und ersetzt ungelernte Arbeiten durch Computer ...

In Berlin leben wir mit der Realität, daß die Stadt durch die Mauer geteilt ist. Der Mauerbau hat viele Familien, Freunde und Beziehungen getrennt und erschwert. Wir besuchen oft unsere Freunde, da sie ja kaum zu uns kommen können und wir erleben die Unterschiede zweier politischen Systeme, die unsere ganze Welt so sehr prägen. Die Begegnungen sind für uns immer ein Geschenk und eine Bereicherung. Unsere unterschiedliche Erziehung und Informationen haben uns verschieden geformt. Die gemeinsame Sprache, Vergangenheit und die ungewisse Zukunft verbinden uns jedoch miteinander. Schmerzhaft erleben wir an der Grenze und auch sonst in der Stadt, daß unser Konsum sehr anziehend ist. Die Möglichkeit, anscheinend schnell zu Geld zu kommen, verdeckt so viel Unmenschliches und Lebensfeindliches.
Das ist nur ein ganz kleiner Ausschnitt von unserer Welt hier. Berlin ist bekannt dafür, daß es für Schlagzeilen sorgt. Und das ist wahr: Spannungen und Gegensätze prallen aufeinander und können nicht mehr vertuscht werden. Das alles geht nicht an uns vorbei und das ist ja auch gut so. Vielleicht könnte man es so sagen, wie es kürzlich eine von uns ausdrückte: "Das Leben ist ein Geheimnis, das es zu leben gilt, und nicht ein Problem, das man lösen kann.

Kl. Sr. Marianna, entnommen aus:
50 Jahre Kleine Schwestern Jesu 1939 - 1989

Die Putze

Dortmund, im Mai 1983

Ich bin 29 Jahre, Ordensschwester, und seit einem 3/4 Jahr in einer Putzkolonne beschäftigt. Mit ein paar Zeilen möchte ich ausdrücken, was für meine Kolleginnen schon lange zum Alltag gehört und was auch für mich zur täglichen Realität geworden ist.
Wir sind zu 60 Frauen in der Morgenschicht (andere arbeiten in Früh- und Spätschichten) von 8 - 1o Uhr für die Reinigungsarbeiten auf den Stationen in einem Krankenhaus (in einer Großstadt des Ruhrgebietes) eingesetzt.
Unser Arbeitgeber ist eine Putzfirma, die von der Krankenhausleitung des Hospitals (in katholischer Trägerschaft) den Auftrag für die gesamte Reinigung hat. Vor 8 Jahren wurde auf diese Weise umgestellt von der Stationsputzfrau zum Kolonnensystem, das für den Träger wirtschaftlicher ist. Er zahlt eine Pauschale an die Firma, die ihrerseits mit dem Geld "wirtschaftlich" verfährt, d.h. möglichst wenig Frauen einstellen, möglichst große Putzreviere für eine Arbeitnehmerin einteilen, möglichst wenig "Springerinnen" für Ausfälle beschäftigen.
Als ich über eine Zeitungsanzeige die Stelle erhielt, waren mit mir 30 oder mehr Bewerberinnen gekommen; schon lange vor der Zeit standen wir Schlange. Ohne in den ersten Wochen einen Arbeitsvertrag zu erhalten, wurden wir zu 390,- DM Pauschale pro Monat tägl. 2 Std 10 Min von Montag bis Samstag eingestellt. Einige Monate später veränderten sich die Bedingungen: nur noch 5-Tage-Woche und dazu 2 Std täglich. Es wurden einige Springerinnen mehr beschäftigt, damit auch am 6. Wochentag geputzt werden konnte - sie ließen sich ohne Probleme in großer Auswahl finden, bei mehr als 14% Arbeitslosen in der Stadt sind viele Familien auf Hinzuverdienen angewiesen.
Nun gab's nur noch 330,. DM monatlich, die Putzreviere behielten ihre Größe, obwohl täglich 10 Min. weniger gegeben waren. Und wir bekamen bald den Großvorteil des Arbeitgebers aus dieser Neuregelung zu spüren: Krankengeld (auch bei Arbeitsunfall) braucht die Firma - dies ist gesetzlich - bei Teilzeitarbeit 10 Std/Woche nicht mehr zu zahlen! Bei den ersten Krankmeldungen nach der Umstellung wurde es von der Vorarbeiterin bekanntgegeben. Einige Kolleginnen nehmen jetzt Urlaub, wenn sie nicht mehr können!
Erzählen möchte ich von einer weiteren Veränderung. Anfang des Jahres wurde den langjährigen Mitarbeiterinnen in der Krankenhausküche (Sortiererinnen an den Spülmaschinen u.a.) gekündigt und diese Arbeiten der Putzfirma übergeben. Sie arbeiten einen halben Monat zu täglich 4 Std. und erhalten also auch die Pauschale von 330 DM. Kolleginnen aus meiner Morgenschicht sind nun zusätzlich in die Mittagsschicht der Küche gegangen. Ihre wirtschaftliche Notlage wird von der Firma vorbehaltlos ausgenutzt: den halben Monat sind sie von 8-16 Uhr im Haus, Lohn 660 DM, natürlich nur einmal Fahrgeldzuschuß, natürlich keine Versicherung, kein Krankengeld und kein zeitlich gleicher Urlaub für beide Stellen....
Es gäbe noch mehr Beispiele (3 Monate Probezeit und häufige Kündigung vor dem Beginn des 14-täglichen Kündigungsschutzes), um unsere Situation - und sicher nicht nur in unserer Kolonne - deutlich zu machen.
Was mich besonders bedrückt, ist das "katholisch", das dem Namen des Hauses vorangeht und daß sich eben diese katholische Leitung keine Fragen stellt über soziale Bedingungen bei uns, den kleinen Rädern im Betrieb.
Setzt nicht das Evangelium, Frohe Botschaft gerade für die Kleinen, Schwachen und Abhängigen, andere Maßstäbe??
In meinem beginnenden Versuch, Partei für sie zu ergreifen - hier ein wenig Sprache den Sprachlosen zu verleihen -, ihre Arbeitsbedingungen zu teilen, bin ich so oft die Empfangende, Beschenkte!

Die Börse

Berlin, 1984

Nachdem ich einen Monat lang vergeblich versucht hatte, eine Arbeit als Kraftfahrer oder auch sonstwie zu bekommen, begann ich mich an der 'Börse' einzurichten.
Die Papiere, die man hier braucht, sind Personalausweis, Lohnsteuerkarte und Versicherungsnummer, wenn vorhanden Führerschein. Was hier gehandelt wird, ist die menschliche Arbeitskraft. Im einzelnen geht das so:
Von etwa Mitternacht ab bringt jeder Nachtbus ein paar Personen mehr vor das Einlaßtor. Hier steht das anwachsende Häuflein dichtgedrängt, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände tief in den Hosentaschen, wenn sie nicht gerade mit Zigarettendrehen beschäftigt sind. Nur einige, die sich kennen, reden halblaut miteinander, wie sie letzte Woche 'abgestürzt' sind (einen Rausch sich angetrunken haben), daß der Kühlschrank übers Wochenende verdammt leer war, die 'Olle' (Vermieterin) unbedingt 'Knete' (Geld) sehen wollte usw. Ein Angetrunkener wird lauter und lauter, bis ihn ein anderer anfährt, er solle endlich die Schnauze halten oder sich verpissen. Wir bekämen es doch alle wieder ab, wenn sich die Nachbarn wegen Ruhestörung beim Arbeitsamt beschwerten, außerdem würde er selber sich nur eine Sperre einhandeln.
Um 20 nach 3 Uhr geht wie von Geisterhand eine Laterne an und beleuchtet einen kleinen leeren Hof jenseits des Gittertores, dahinter eine Behelfsbaracke, in der die Außenstelle des Arbeitsamtes Berlin II für Zeitarbeitsvermittlung, die 'Börse', untergebracht ist. Wir sind unterdessen auf eine gedrängte Schar von 50 Personen angewachsen. Ein PKW fährt vor, kurz danach noch einer. Zwei Beamte steigen aus, grüßen freundlich. Eine schmale Gasse wird ihnen freigemacht, die sich hinter ihnen sofort wieder schließt. Tor auf, Tor zu, noch ist es nicht so weit. Die Beamten verschwinden in der Baracke, die Rolläden gehen hoch, die Oberfenster des hell erleuchteten Raumes werden geöffnet in Voraussicht der bald rauchgeschwängerten stickigen Luft. Die Eingangstür wird geöffnet und eingehängt. Langsam kommt der Beamte wieder auf das Tor zu. Einer ruft: "Nun drängelt doch nicht so!" mit einer raschen Bewegung öffnet der Beamte das Tor und einem Dammbruch gleich wälzt sich die Menschenwoge auf die kleine Barackentür zu, staut sich dort erneut und füllt langsam das Barackeninnere. Es gibt strenge Regeln. Es ist nicht erlaubt, auf den Rasen an der Seite auszuweichen. Es ist ebenfalls nicht erlaubt zu laufen. Zuwiderhandeln kann eine Zurücksetzung bzw. eine Sperre für einige Wochen einbringen. Dennoch versucht jeder, so schnell wie möglich in die Baracke zu kommen, nicht ohne daß manch Älterer oder Behinderter zurückbleibt.

Hat man erst mal seinen Platz in der Reihe vor dem Schalter im Inneren der Baracke, ist das Rennen fast gelaufen. Fast - denn mit Erstaunen stellt der Neuling fest, daß einige, die langsam hinterhergekommen sind, wie selbstverständlich sich vorn in die Reihe stellen. Sind sie wirklich so früh dagewesen, daß dort vorne ihr rechtmäßiger Platz ist, oder wagt es nur keiner, es auf einen Streit mit ihnen ankommen zu lassen? Leise klagt ein schmächtiger älterer Mann hinter mir, daß er gestern schon keine Arbeit bekommen habe, obwohl er schon um 1 Uhr vor dem Tor stand und jetzt sei er wieder weit hinten in der Reihe gelandet.
Wir geben unsere Papiere ab, die sorgfältig der Reihe nach auf dem Schreibtisch aufgereiht werden. Ich versuche festzustellen, wieviele Führerscheine schon vor mir liegen. "Sie sind der dritte mit Zweierschein", sagt mir der Beamte. Ich such mir einen Platz auf den hölzernen Bänken, die nur teilweise Rückenlehnen besitzen und richte mich nicht unzufrieden aufs Warten ein. Es ist kurz vor 4 Uhr.
Mein Nachbar zieht heimlich eine Büchse Bier aus der unförmigen Jacke, ein anderer packt eine Thermosflasche und Brot aus seiner Tasche. Es wird ruhiger im Raum. Zigarettenqualm füllt ihn mehr und mehr an. Ich selber schließe die Augen und hänge im Halbschlaf meinen Gedanken nach. Leise hört man ab un zu das Telefon aus dem abgetrennten Schalterraum klingeln: Musik in unseren Ohren, denn jeder Anruf bringt Arbeit und damit Geld.
Es ist unterdessen 5 Uhr geworden. Plötzlich schreckt mich ein Lautsprecher auf. Namen werden aufgerufen. Es geht los. Die ersten haben die beste Auswahl: Beifahrer in einer Brauerei, Bau, Möbel, Lagerarbeit usw. 10 DM die guten Sachen und vielleicht gleich für mehrere Tage. "Was haste?" "Die Bude kenn ick, nicht schlecht, der Alte hat manchmal seine Launen." "Oh je, schau nur, daß du dein Geld kriegst!" sind die Kommentare. Langsam wird die Auswahl spärlicher, die Ablehnungen häufiger. "Zementschleppen für 50 DM Pauschale? Nee!" Einige Angebote werden ausgerufen: "Gelernter Dachdecker mit Führerschein?" Nach einigem Zögern meldet sich einer, mit Führerschein und auf dem Bau hat er auch schon gearbeitet. Genügt nicht. "Katzenspreu". Ein Hohngelächter geht durch den Raum, aber ein Neuling, der zudem soweit hinten stand, daß er sich keine Chance mehr ausrechnete, meldete sich. "In drei Stunden biste fertig." "Nicht schwer", so wird er darüber hinweggetröstet, daß die Prozedur, mitten in der Nacht aufstehen, stundenlanges Warten, drei Busfahrten, ihm gerade 30 DM einbringen wird.
Nach einer halben Stunde ist die erste Runde zuende. 25 Jobs wurden vergeben, nicht schlecht. Die vorherige Verschlafenheit ist einem lebhaften Gespräch gewichen. Erfahrungen werden ausgetauscht, Ratschläge gegeben, Fragen nach dem Weg beantwortet. Die ersten, die um 6 Uhr anfangen müssen, wandern ab. Durch einen verstohlenen Blick (die Leute sollen sich nur in Schalternähe aufhalten, wenn sie aufgerufen werden) auf den Schreibtisch stelle ich fest, daß

vor mir noch drei Führerscheine liegen. Das könnte eventuell reichen. Es ist 5 Uhr 45. So zwischen 6 und 7 Uhr kommt noch einiges herein. Um 6 Uhr 30 zwei Kraftfahrer zur Spedition N. Schade, das wär's gewesen. Noch einer vor mir. Um 7 Uhr 15 schafft er es auch. Entrümpelung, Abtransport zur Müllabfuhr bzw. ins Trödlergeschäft. Staubige, schwere Arbeit. Immerhin, wenn er einen anständigen Händler erwischt, vielleicht auch noch was Passendes findet, braucht er's nicht zu bereuen. Es geht auf 8 Uhr zu.Zwei Kraftfahrer, die nach mir kamen, gehen. "Da ist nichts mehr drin". Ich überlege mir, ob ich dem Beamten sagen soll, daß ich auch andere Arbeiten nehme. Da wird noch mal eine Küchenhilfe für 6,50 DM mit freiem Essen gesucht oder eine Pauschale für Lastwagenentladen. Wir sind noch 10 Leute im Raum. "Die Börse macht dich kaputt, wenn du das mal 10 Jahre lang machst wie ich." Unter dem Lachen der Anderen gibt einer eine Probe seiner schauspielerischen Leistungen auf den 'Sozi' (Sozialamt). "Die sind doch alle bekloppt," schließt er mit einer wegwerfenen Handbewegung und beifälligen Nicken der Anderen.
"Kraftfahrer H.", tönt's plötzlich durch den Raum. Mich reißt es richtig von der Bank. 'Immer schön langsam', sage ich mir selbst und gehe bedächtig zum Schalter. "Firma B, Führerschein II, 10 DM. Können sie Kipper fahren?" "Ich denke schon", sage ich ausweichend. Tatsächlich habe ich lediglich auf einer Baustelle es mir einmal angeschaut, wie die Dinger funktionieren. Aber soll ich mir deswegen diese letzte Chance entgehen lassen? Es ist eine Verleihfirma, die Fahrzeuge wie Fahrer an andere Firmen verleiht. Ich weiß auch, in welch schlechtem Zustand die Fahrzeuge oft sind. Aber es wird schon gut gehen. Etwas mulmig ist es mir schon. Ich stecke mir Papiere und Vermittlungsschein ein. "Tschüß", sage ich kurz angebunden den Verbeibenden. Ich kenne ihre Gefühle. Ich will mir meine Genugtuung nicht anmerken lassen, daß es heute doch noch geklappt hat.

Hans

frühschicht

wenn die welt noch schläft
stehen wir auf
mit den amseln mit dem regen
und den alten liebesliedern

die nacht hält nicht
wir überwinden sie
jeden morgen
die nacht
in unseren gliedern
und gehen
in eine andere

Aus einem Fabriktagebuch

Zentis, Aachen 1981

14.Okt.81 - 8. Tag
Habe zusammen mit Mara (Jugoslawin mit dem wehen Arm - gestern Stellenwechsel) Tüten gefüllt. Dabei erzählt. Sie war, glaube ich, glücklich. - Frau J. (stellvertretende Vorarbeiterin) tut alles, damit wir vor ihr denselben Respekt haben wie vor Frau E. (Vorarbeiterin). Sich ihr nähern, um etwas ungefragt zu sagen, scheint eine Frechheit zu sein. - Schon seit Tagen wollte ich sie fragen, ob ich am nächsten Montag statt Früh- Spätschicht machen kann. Ich hatte echt Bammel davor und habe mir xmal überlegt, wie ich es sage und eventuell begründe. 5 Min. vor 2 Uhr habe ich mir ein Herz gefaßt. "Frau J., ich möchte Sie etwas fragen...". Reaktion: Sie dreht sich auf dem Absatz um und schreit mir nach: "Da hinten müssen noch jede Menge Brote verpackt werden ..." - Ich konnte sie nicht fragen. - 11 Uhr: "Du gehst jetzt in die Pause. Guck auf die Uhr! Um 1/2 12 Uhr bist du zurück." (Dabei packt sie mich energisch am Arm und tippt auf meine Uhr. - 6 Uhr: Nach den schlimmen Erfahrungen gestern habe ich nicht locker gelassen, bis einer der Fahrer (Packer) mir eine Palette mit leeren Körben heranfährt (Wenn alle 3 Maschinen laufen, ist es fast sonst nicht zu schaffen.) Kurz vor meiner Maschine stoppt Frau J. ihn energisch: "Laß die Scheiß-Körbe!" Zu mir: "Die kannst du ja wohl selbst tragen - es ist noch früh am Tag." - Der Fahrer brachte mir ganz im Gegensatz zu gestern heute immer wieder leere Körbe; von selbst. - Wir stehen zu mehreren Frauen und füllen Tüten, 3 Türkinnen am Tisch. Nach einigen Minuten werden 2 von ihnen weggeholt, "weil ihr zu viel redet" Dabei kann man sehr gut Tüten füllen und dabei erzählen. Ich habe dabei jedenfalls Mara kennengelernt, ein bißchen mehr von ihr erfahren. - Zwischendurch müssen vorübergehend 2 - 3 von uns weg, "weil gleich (ungefähr 7.50 Uhr) Gott Vater, großer Allah vorbeigeht" - gemeint ist Herr P., wohl Abteilungsleiter. - Eine dt. Arbeiterin sorgt dafür, daß Mara nicht bei ihnen am Band bleibt. "Die brauchen wir hier nicht, die ist zu viel." - Statt daß wir uns das gegenseitig gönnen. - Die 2 jungen Türkinnen, die an ein Band zusammen sollen, sagen: "Wir können jeder eins alleine schaffen." - Eine dt. Abeitskollegin macht mir in der Kantine Zeichen, wieso ich denn bei den Ausländerinnen sitze?? Ich gebe zurück: Warum denn nicht? - Wie oft höre ich den Satz: "Ich kann nicht mehr." - Mara hat einen dicken Arm, weil sie seit Wochen die schweren Bleche mit den Marzipankartoffeln schleppen muß. Die 2 dt. Frauen aus dieser Truppe sind nicht bereit zu wechseln - so wie alle anderen Gruppen dieser Art das tun. Die Vorarbeiterin unterstützt das noch. - Der Druck untereinander

ist stellenweise erschreckend und abstoßend. - Sobald ein Herr im weißen Kittel, die Vorarbeiterin oder sogar der Senior oder Junior-Chef durch die Halle geht, arbeitet alles noch hektischer. Angst, Angst,.. Dabei müßte man den Herren alles hinwerfen und sagen: "Ich rackere mich für 7.70 DM nicht mehr so ab." - Keine Minute stillstehen. Ich bekomme einen Besen in die Hand gedrückt, um einen 'sauberen' Boden zu kehren. Kehren, kehren, immer kehren, wenn sonst gerade mal wirklich eine kleine Pause ist. - "Was ist das denn da für Wasser auf dem Boden? (paar Tropfen) Wenn das der Chef sieht. Putz das mal auf. Hol einen Schrubber." Man schickt mich von einem verschlossenen Schrank zum anderen. Ich gehe ohne Schrubber zurück. "Dann machst du es so!!" - Entweder ist man "Kind oder Vollidiot" und wird angefaucht, wenn Madame ihre Anweisungen gibt, oder man wird angeschissen, oft völlig unsachlich. Völlig ihren Launen, die wie Wechselbäder über uns kommen, ausgeliefert.

Freitag
8.30 Uhr: "Nächste Woche Spätschicht." 9.30 Uhr "Sie machen noch 2 Wochen Frühschicht. BASTA! Sie machen!" Und ich? Ich sage: "Ja, Frau E.." Manchmal bin ich zu tiefst erschrocken über meine braven Reaktionen. - Gestern fragte mich ganz plötzlich eine Frau, ob ich eine Studentin bin. Wie sie wohl darauf kam? - Ich bin mit Mara zu Frau J. gegangen und habe gefragt, ob wir beide den Arbeitsplatz tauschen können. Einen Augenblick lang sah sie uns nur verwirrt an. Das paßte nicht in die Umgebung hinein. Dann sagte sie - sehr lieb: "Morgen früh gucken wir mal, für heute (es war 12.30 Uhr) lohnt es sich nicht mehr." - Nächsten Morgen, 6 Uhr: "Frau J., wir sollten uns heute bei ihnen melden." Sehr energisch: "Ja, Kinder, jetzt geht mal erst an eure Plätze. Ich habe jetzt keine Zeit. Mal sehen." Ich: "Sie vergessen uns aber bitte nicht, nein?" ... Eine Stunde später kommt sie mit Mara am Arm. Eine andere Ausländerin (!) muß jetzt die schweren Bleche schleppen. Wir 2 strahlen, aber das geht nur sehr energisch und frech: "Vorerstmal für heute! Das geht nicht jeden Tag!" Das geht nicht, paßt nicht, daß mal ein Wunsch erfüllt worden ist. 10 Min. später erklärt dieselbe Frau J. Mara, daß sie bei der Arbeit gut auch sitzen könne. Und sie schiebt ihr den Stuhl hin.... Alles dieselbe Frau J.! - Heute kam ich 3 Minuten zu früh aus der Pause. Ich wollte langsam durch die Halle zurückgehen können, um viele Frauen bei ihrer Arbeit beobachten zu können. Ich ging also langsam (!). Frau J.'s Blicke waren empört!!

15.10.
Mara mußte stundenlang wieder an die schweren Bleche. - "Frau J., alle drei Maschinen laufen und es sind keine leeren Körbe mehr aufzutreiben. Was soll ich machen?" Energisch und im Vorbeilaufen: "Davon habe ich keine Ahnung." - Kein Mensch holt die vollen Paletten ab. So blieb mir nichts anderes übrig, als die 3. so zu legen, daß der Weg sehr eng wurde. Gegen 13.15 Uhr maulte Madame X - Dauermotzer - mich deswegen unheimlich an. Ich versuchte, ihr zu erklären, daß ich so oft darum gebeten hätte, daß jemand die Paletten wegholt. Das ist mein Problem. Jedenfalls war das unmöglich. Soll das neue Mode werden? Der Ton !!! Ich habe geflötet. - Ein Vorarbeiter klatscht immer erst in die Hände, bevor er mit Frauen spricht. - Ich bin immer soo kaputt!! Gestern wollte ich in der Kapelle in bißchen beten - bin eingeschlafen. - Meine türk. Kollegin sagte mir heute, sie sei schon 2 Abende hintereinander um 20 Uhr im Bett gewesen.

15.10. abends
Gespräch mit Maria - Aufhänger: Mein nackter Terminkalender macht mir doch sehr zu schaffen und ich frage mich, ob das wohl alles so richtig ist, was ich zur Zeit tue. Maria: Andere gehen ein Jahr in die Wüste. Hubert würde sagen: Das ist auch ein Stück Armut. Ist doch 'ne tolle Chance dieses 1/2 Jahr.- Höre eine ältere Frau sagen, die ich an einem anderen Arbeitsplatz sah als gestern: "Ich bin immer rumgeflogen." - Es gehört sich anscheinend nicht, die Vorarbeiterin anzusprechen. Man hat nur was zu sagen, wenn man gefragt ist. - Mal um 9.20 Uhr Pause, mal um 12 Uhr. Als es heute ohne Pause fast 11.30 Uhr geworden war, konnte ich fast nicht mehr. - Mir geht eine junge Frau nicht aus dem Kopf, die - wie sonst nur Männer - Fahrerdienste macht für alle möglichen Maschinen, also: volle Paletten wegbringen, Kartons herbeischleppen, usw. Und gerade sie ist so dünn wie ein Strich, sieht aus als hätte sie die Schwindsucht! Erbärmlich, wirklich. Wenn sie den Mund auftut, hört sich alles sehr, sehr bös und hart an. Mit ihr würde ich so gern mal was ins Gespräch kommen, aber ich weiß das nicht anzustellen. Sie ist auch nie mit in der Kantine. - Heute habe ich stundenlang putzen müssen, weil sonst keine Arbeit da war. Es wurde überall gemunkelt, die Saison geht wohl zu Ende. Ist schon ein komisches Gefühl. - "Kindchen, schön saubermachen. Komm, ich geb dir etwas Seife und dann schön saubermachen. Die Papierkörbe dabei hochheben. So!" Ich kann den Ton und das dabei am Armgepacktwerden fast nicht mehr ertragen; aber ich sage nichts!! Was ist das?? Ich bin wirklich sehr unzufrieden mit mir, weil ich mich angepaßt verhalte. Das darf nicht wahr sein. - Plötzlich ganz frech: "Wo ist der Aufnehmer, den ich dir heute morgen gegeben habe? Hol den Aufnehmer! Wo ist der Aufnehmer?" Ich such ihn und finde ihn nicht. Es sollen so viele putzen und um einen Aufnehmer muß man echt kämpfen. Ich gehe zurück ohne Aufnehmer. Frau J diesmal (1/2 Min. später) ganz sanft und süß und mit am Armpacken: "Komm, Kind, ich gebe dir einen neuen Aufnehmer."

21.10
Anschlag an allen Stempeluhren: Weihnachtssaison endet am 27.10.81. Großes, betretenes Schweigen. Ob ich übernommen werde?? Das hängt ganz davon ab,

wie produktiv ich war und wie angepaßt. (Zentis hat es wirklich nicht nötig, Leute zu behalten, die mit den angebotenen Arbeitsbedingungen nicht einverstanden sind. Folge: Die Kriecherei und der Druck der Kolleginnen untereinander ist groß - machmal abstoßend; Beispiel Jugoslawin zu Türkin in dem Augenblick als Vorarbeiterin in der Nähe: "Mensch, was bist du langsam." oder "Frau E, das Band ist zu langsam. Wir können mehr schaffen." Peinlich genaues Vergleichen, wieviele Paletten die Frühschicht bzw. Spätschicht an derselben Maschine macht. Wetteifern zwischen den einzelnen Maschinen. Als ich mal zwischendurch bei einer Truppe mit Kartons klebte, Stimmen vom Nachbartisch: "Kollegen, das ist nicht richtig. Jetzt bekommen die eine mehr." Ich habe gefragt, ob das Spaß oder Ernst sei. Große Verlegenheit. - 110 Paletten Baumstämme sind zurückgekommen = 44.000 Stück. Müssen alle einzeln ausgepackt und Schwänzchen gedreht werden. - Jemand sagte mir: "Die Neuen werden oft 'ausprobiert', was sie mit sich machen lassen." Beispiel 8 Stunden an der Kartoffelmaschine Bleche heben. An keiner der 3 Kartoffelmaschinen wechseln sich die 3 Frauen ab; 2 tun die Arbeit unten und eine muß 8 Stunden lang oben rumturnen. Mara ist auch längst wieder da gelandet (s.o.). Sie reibt ihren Arm jetzt immer mit Salbe ein. Neu, mein Mitgefühl nützt ihr nichts. Ich müßte zu Frau E. gehen und fragen, ob wir tauschen können. Ob ich es morgen tue? - Überhaupt, ich bin erschrocken über meine Bravheit und Angepaßtheit im Betrieb. Hätte ich nie für möglich gehalten. Kannte ich mich so wenig oder was ist los?? Wenn ich mich nicht bald wehre, werde ich den Dreh' wohl nicht mehr kriegen.- Sabine, 19 Jahre: "In den ersten Tagen hier habe ich zu Hause immer geheult. Ich bin ziemlich sensibel und hier ist man nur eine Nummer. Die im weißen Kittel meinen alle, sie wären was Besseres als wir." - Herr B. tuschelt mit Vorarbeiterin. Sie daraufhin: "Manche hier sind zu langsam, besonders die Frau da!" War ich. Von dem Augenblick an arbeitete die Frau neben mir wie eine Irre. - Mara mag ich beim Arbeiten (außerhalb der Kartoffelmaschine!) nicht zusehen. Sie arbeitet wie ein Tier. Rennt nur. Abstoßend, erniedrigend wirkt das auf mich. - Arbeitsbedingungen: Zugluft stundenlang, auf einem umgedrehten Eimer sitzen beim "Baumstämme"-auspacken oder 2 umgedrehte Körbe übereinander. Bin mit allem umgekippt. Hauptsache Zentis hat einen Sicherheitsbeauftragten, der durch die Hallen geht. Frau Werksärztin habe ich gebeten, ihren Mantel (warm!) mal auszuziehen und sich eine Stunde dahin zu stellen, wo wir 8 Stunden stehen.- Die einzige Betriebsrätin bekommt oft Vorarbeiterfunktionen. Sie wird auch von allen gesiezt. Sie zittert vor P. wie wir. Anschiß von ihm, weil sie nicht genug aufpaßt sondern selbst mitarbeitet. P: "Was soll das?!" (Aber wie!!) Daraufhin ist sie tagelang nur noch zwischen 2 (!) Tischen auf und abgegangen, um zu kontrollieren, ob wir auch schnell genug arbeiten!! Druck auf uns wohl schon aus Langeweile. (Betriebsrätin!!) - Maria (10 Jahre da!): "Mir war es so kalt. Ich war froh, als ich mir mittags in der Pause meine Jacke aus dem Spind holen konnte." - Ins Butterbrot beißen, einen Schluck Kaffee trinken, das sind alles Vergehen. - 100x der Blick zur Uhr ... noch 5 Stunden, Halbzeit, nach der Pause, noch..., noch 1 Stunde...

4.11.

"Sie kommen mal mit, Fräuleinchen" (E.). Ich, andere Abteilung. Sollte Marzipan-Einfüll-Maschine bedienen. 2x innerhalb von 1/2 Stunde lief sie leer oder verstopfte. Nach 'Toilette!!': "Kommen Sie mal mit." So eine Doofe können wir nicht gebrauchen. Ablöserin: "Ja, was soll das denn? Ist ja alles verstopft. Ja, stellen Sie die Maschine mal ab!" "Ich weiß nicht wo." Ich bin erst seit 15 Minuten hier. "Ja hier wird nicht rumgestanden wie nebenan." "Ich habe auch nebenan nicht rumgestanden. Da passen schon genug Leute drauf auf." "Ist ja auch richtig. Dafür sind wir ja hier." (Warum dieser Zusatz? Ich Feigling!) Der Ton der Madame war unmöglich spitz und vorwurfsvoll - das Gesicht des Vorarbeiters (?) sprach Bände. Also nach Toilettenpause Versetzung: Baumstämme abnehmen. Das Band lief so, daß ich mir nicht oder nur unter größten Schwierigkeiten mal die Nase putzen konnte. Warum lasse ich die Dinger eigentlich nicht laufen????

Montag, 9.11. Komme 3 Minuten zu spät. Einerseits habe ich Herzklopfen, aber auch reizt es mich ein bißchen. Mal ausflippen, mal quer sein. - "Dahin!" Fingerzeig. Ich hoffe, den richtigen Platz erraten zu haben. - Versetzung in die Schokoladenabteilung. Arbeitsplatz: auf einem umgedrehten Eimer an einem Band sitzen, wo Eierchen laufen, ab und zu Abfall, den raussuchen. Ich hocke da, kein Mensch zu sehen. Ich könnte so losheulen, wenn ich bedenke, daß ich hier acht Stunden hocken soll. Ab und zu kommt eine ältere Frau, die mir klar zu verstehen gibt, wie es ihr zum Hals raussteht, daß sie jeden Tag jemand anderes anlernen muß. - Ich muß an der Nebenmaschine auch noch volle Eimer wegtragen. Alle paar Minuten also aufstehen können. - Es ist kaum Abfall dabei. Ich gehe ein paar Schritte, um die anscheinend menschenleere Halle zu überblicken. Ich bemerke, daß in einer Ecke, ungefähr 20 Meter von mir weg, 2 Arbeiterinnen Maschinen bedienen. Ich möchte mal zu ihnen hingehen. Frau X hat beobachtet, daß ich mich bewegt habe. Sie kommt an: "Das geht nicht. Sie dürfen Ihren Platz nicht verlassen. Sonst kommt der Chef und fährt mich an, ob ich der Frau (!) ihre Arbeit nicht richtig erklärt hätte. Der ranzt nicht Sie an, sondern mich." - Das höre ich dauernd von den Meistern und Vorarbeitern. Sie stehen unter ständigem Druck und indem der Druck des Chefs über Zwischenstationen geht, wird er stärker und verseucht das Klima. Raffiniert, gekonnt!

Freitag 13.11.

Habe Emine besucht. Türkin, seit 1 Woche krank. Hatte das Gefühl, daß sie auch nicht mehr will. So ist es auch. Sie hat erzählt, daß die anderen türk. Frauen

aus ihrem Urlab immer Geschenke für Frau E. mitbringen. J., der sie mal zu Hause besucht hat, hat erzählt: Großer Schrank mit Glastüren - dahinter Geschenke. Emine hat das nie getan. Sie hat gesagt, ihr sei die Arbeit an der Kartoffelmaschine zu schwer. E.: "Nur weil du so faul bist." - Blonde Frau am Spind neben mir; kommt immer angehetzt; Bus kommt um 10 Minuten vor 2 Uhr; 8 Kinder hat sie. Sagt sie mir ganz stolz. Mann vor 2 Jahren +. Seit gut 2 Monaten da bei Zentis; 12 Pfund abgenommen. "Immer hetzen," sagt sie. Und sie ist in der Roh-harz-Abteilung. Schwere körperliche Arbeit. "Ich wollte es gern 2 - 3 Jahre machen hier, aber ich glaube, das schaffe ich nicht. Rente ungefähr 750 DM mit Waisengeld für jüngstes Kind ungefähr 930 DM. Wir können uns wirklich nichts leisten." Alles beim Umziehen am Spind...

19.11.

Wegen Mara zum 2. Mal zu E. Dasselbe Spiel: Unsicherheit, fast Sanftheit und: "Erinnern Sie mich morgen früh daran."
Nächsten Morgen 6 Uhr: Abfuhr. "Muß ich mir noch mal überlegen." - Nach 1 1/2 Stunden komme ich in andere Abteilung.
Nächster Tag: "Fräuleinchen geht an die Körbchen." Laut: "Das machen Sie nämlich am besten!" Nach 2 (!) Minuten Versetzung in andere Abteilung auf absoluten Einzelposten, in einer Ecke Marzipankartoffeln auspacken. Bottiche. Keinerlei Kontakt! - Marzipankartoffeln zum größten Teil schimmelig!! Habe ich Herrn B. gesagt. Er hat mir einen Schubs gegeben!! Er antwortete: "Werden im Labor untersucht." - Glaube ich nicht, weil man dann sicher erst mal einen Bottich prüfen würde und nicht erst Bottich für Bottich neu herholen. - Habe von den verschimmelten Marzipankartoffeln laut in der Kantine erzählt. Kein Mensch glaubt an die Laboruntersuchung. Auffallend: Betriebsrätin sitzt am Tisch und sagt kein Wort dazu. - Bin beim BR-Vorsitzenden gewesen: "Möchte Ihnen mal so einiges erzählen." Resultat: Er wird in den ersten Tagen wegen Marzipan noch nichts unternehmen. "Wir müssen vorsichtig vorgehen. Wie lange wollen Sie hier noch arbeiten?? Solidarität ist für Zentis ein Alptraum. Davor haben die Bosse hier Panik. Sowas ersticken sie im Kern!" - Mara steht nach 1 Woche meiner Anfrage noch immer 8 Stunden an der Kartoffelmaschine.

3.12.

Den ganzen Tag an der Maschine gewesen, wo die 300g-Brote verpackt werden. Das Band läuft schnell. Jeder Karton wiegt 12 Pfund!! - Frau J. kommt und gibt uns Anschiß von P. weiter (wenn es stimmt). Er hat uns vom Glaskasten aus beobachtet. Wir haben beim Packen erzählt und ein bischen gelacht. "Die sollen mir nicht kommen, weil sie die Unterschrift für die Ostersaison haben, könnten sie müde werden. Was nicht arbeitet - weg! Die erzählen zu viel - vorallem die mit der Brille." (= ich) 1/2 Stunde später Frau E.: "Das klappt ja hier 1a heute." Ich erzähle ihr von dem Anschiß. Wir erzählen ungefähr eine Minute. Sie klagt ihr Leid: "Was meint ihr, was ich alles einstecken muß." Habe ihr das abgenommen und auch gesagt. Druck, Druck. Das System funktioniert! Nach der Minute Erzählen stapeln sich die Kartons. Ich sage: "Das ist der Beweis, wie sehr man sich hier dranhalten muß, nicht wahr?!" Sie: "Ich weiß, hier wird viel verlangt!" - Bin zum zweiten Mal beim BR-Vorsitzenden gewesen. Es war bzgl. Mara, nichts passierte. Habe ihm gesagt, warum er in der Halle so tut, als ob er mich nicht kennt. Meine Vermutung bestätigt sich: heikel! Er versucht sehr locker zu sein: "Na, junge Frau, wo war'n Sie gestern?" und so. Ich gehe darauf nicht ein. Spreche neu unmenschliche Arbeitsbedingungen an (irgendwie ist mir sehr im Bewußtsein die ältere Jugoslawin, die 4 (!) Maschinen mit Rohmasse füttern muß. Ein Mann, der sie wegen Krankheit anderer Frauen vertreten soll, streikt nach 1 Stunde). K.: "Arbeit ist Arbeit. Überall gibt es sowas." Ich sage, so extrem habe ich das bei Philips z.B. nicht erlebt. Er: "Dann wäre ich da geblieben." Ich habe den Eindruck, das Ganze ist ihm peinlich, lästig. "Wie verbleiben wir? Was passiert noch in dieser Sache (Mara)?" "Sie können ja noch mal den Versuch machen. Sagen Sie, Sie wären bei mir gewesen." Ich gehe und gebe meiner Enttäuschung Ausdruck.
Am nächsten Tag (!) erscheint K. mit einem jugoslawischen Dolmetscher im Glaskasten. Heftiges Gespräch mit E., L. Dann M. raus. Mara wird gerufen. Sie erzählt und weint bitterlich dabei. Ob sich was ändert?? Ob Mara das Ganze überhaupt recht ist? - Am selben Morgen fragt Frau J. mich katzenfreundlich (!!!), ob ich eine Studentin bin, ob ich schon fest angestellt bin, wie ich heiße (hatte mich K. beim 2. Mal auch gefragt) Auffallendes Interesse an mir. - Es ist raus, daß ich aktiv geworden bin. Würde ich doch in den Glaskasten zitiert. Aber das passiert nicht. - Mara steht den ganzen weiteren Tag an der Kartoffelmaschine, auch noch die beiden nächsten. Dann wird sie 'versetzt'. Ich freue mich so, bin aber skeptisch, wie lange. Und außerdem ist damit das Problem nicht gelöst, daß jetzt eine andere Frau 8 Stunden diese Arbeit tut, bis sie kaputt ist. E. hat auch nach 5 Jahren aufgehört, nachdem sie Dauerauftrag Kartoffelmaschine hatte).
Hans, 18 Jahre, in der Kantine neben mir: "Ich war 2 Wochen krank, Rücken kaputt. Spritzen, Massagen. Muß immer die Nougat-Blöcke heben: 60 kg. Den ganzen Tag. Seit August. Habe das dem Meister schon so oft gesagt. Kann mich gegen Ende der Schicht kaum noch aufrichten. Er: Da kommt noch ein 2. Mann zu. Aber, es tut sich nichts." - Habe, als unsere Maschine stockte, der Kollegin am Nebentisch geholfen, da sich bei ihr die Kartons stapelten. 19-jährige Türkin neben mir k e i f t mich an: "Nicht helfen!!" "Warum?" "Diese Frau hilft uns auch nicht. Jeder alleine schaffen." - Wenn ich mal einen Augenblick Pause mache d.h. keine Kartons klebe: "Arbeiten, arbeiten!!" (Der Ton!) Dabei wissen wir mit den Kartons nicht mehr wohin. - Sie löst eine Frau ab. Diese übersieht die Toilettenpause. Auf Türkisch

Keiferei. 19 Jahre alt ist das Mädchen!! Das System funktioniert!! - Für Frau E., Frau J. und L. wird gesammelt für ein Weihnachtsgeschenk. Wenn sie zu mir kommen, ich werde mich nicht beteiligen. Für Frau V. vielleicht. Finde ich aber auch Quatsch. - Gestern hatte E. ihren neckischen Tag: Ließ sich vom Schlosser hochheben; setzte Pudelmütze vom Gabelstabler auf; schrie: "Tschüß!" Und die meisten Frauen fanden das alles so nett, hatte ich den Eindruck.

Betriebsalltag einer Hausfrau

Ludwigshafen, 1984

Es ist 6.3O Uhr. Hans zieht die Tür hinter sich zu und geht zur Fabrik. Ein neuer Arbeitstag beginnt. Hoffentlich schlafen Judith (2 1/2) und Stefan (15 Monate) noch ein bißchen. Aber da ruft Judith schon: "Maama, Maama, Milch! Maama, Milch!
Natürlich will dann Stefan auch nicht länger schlafen, und die allmorgendliche Aktion mit Waschen, Windeln, Anziehen und Frühstücken beginnt.
"Mama, wo ist Papa?" "Der ist zur Fabrik, der muß doch arbeiten." "Mama, der soll aber nich inne 'brik, der soll setzt sofort wiederkommen". Beide Kinder stehen brüllend vor der Tür: "Papa!" - Was soll ich ihnen sagen? Ich fänd es ja auch besser, wenn sie mehr von ihrem Vater hätten. Mit Spielen lenke ich sie ab.
Während Hans an den Kesseln steht, mach ich die Küche: Wäsche muß gewaschen und gebügelt werden. Ich beseitige das gröbste Durcheinander und überlege, was ich kochen soll. Dann gehe ich mit den beiden einkaufen. Bis ich unten auf der Straße bin, ist meist eine halbe Stunde vergangen. Auf dem Markt und in den Geschäften stelle ich mit immer neuem Schrecken fest, wie die Preise klettern - im Gegensatz zum Lohn! Zunächst bleibt mir da nur geschicktes Einkaufen und Kochen, um den Lohnverlust auszugleichen. Wie kann ich als Hausfrau den Mann, die Arbeiter, im Kampf um mehr Lohn unterstützen? Wenn schon die Fabrik nicht bestreikt werden kann: Wie würde sich ein Streik der Hausfrauen auswirken?!
Solche Gedanken kommen mir so zwischendurch. Wo sind die Frauen, mit denen ich darüber reden kann? -

"Judith, paß auf!" "Stefan, bleib sitzen!"

Wenn ich mit den Kindern unterwegs bin, kann ich es mir nicht leisten, Gedanken nachzugehen. Ohne Pause geht es weiter: Kinder und Taschen nach oben schleppen, Essen kochen, Füttern, Wickeln, Streit schlichten, Fragen beantworten...
Jeden Montag hoffe ich, daß der Mittagsschlaf der Kinder etwas länger ausfällt, um in Ruhe den Haushalt machen zu können. Wenn Hans heimkommt, soll es wenigstens ein bißchen ordentlich aussehen.
Nach dem Mittagsschlaf geht es ab in den Park, die 'gute' BASF-Luft genießen. Stefan soll wegen seiner häufigen Erkältungen viel an die frische Luft. Da hab ich dann schon sehr komische Gefühle, wenn ich an die Luftverschmutzung hier denke - Aber wo soll ich hin?

Im Park toben wir uns richtig aus. Auf dem Heimweg sagt Judith plötzlivch ganz überzeugt: "Mama, nächste Mal geht Papa mit uns spielen und Du in Arbeitsland". Ja, warum eigentlich nicht?!
Meine Vorstellung ist, daß jeder von uns einen halben Tag außer Haus schaffen geht und während der anderen Zeit bei den Kindern ist und Hausarbeit erledigt. So wäre die Chance größer, daß die Kinder eine ausgeglichenere Beziehung zum Vater haben und ich gleichzeitig entlastet wäre. Ich wäre nicht den ganzen Tag mit den Kindern allein und könnte meinem Beruf nachgehen.
Aber wo gibts in der Produktion eine Halbtagsstelle? Wenn es wirklich ausreichend und gute Kinderkrippen gäbe, würden wir unsere Kinder gern dort hingeben. Aber so...
Daheim angekommen sucht Stefan Papa in allen Zimmern. Es dauert nicht mehr lange, da kommt er heim, und wir drei stürmen auf ihn los. Ja, und jetzt? Die Kinder wollen natürlich mit Papa spielen. Aber Papa ist müde und hat Hunger. Er hat mittags nicht in der Kantine gegessen, weil es dort immer 'die gleiche Soße'gibt.
Ich nicht? Ich bin auch geschafft, ich habe auch gearbeitet. Heute hab ich wirklich noch keine fünf Minuten Pause gehabt. Ich denke daran, wie Hans einmal zwei Tage daheim 'meine' Arbeit tun mußte. Er ist gern am dritten Tag wieder in die Anilin geschlappt, hat er gesagt.
Und jetzt bin ich froh, daß er 'Feierabend' hat und etwas vom Füttern, Wickeln, Ins-Bett-Bringen übernimmt. "Oder bügelst Du die Wäsche, Hans?"...
Wenn dann abends etwas Ruhe eingekehrt ist und wir noch in der Lage sind, tauschen wir uns über das aus, was am Tag gewesen ist. Ich bin froh, daß Hans mir zuhört, wenn ich von meinen Vorstellungen und Gedanken erzähle. Fast bin ich sogar erstaunt, daß er bereit ist, weniger in der Fabrik zu arbeiten, um mehr zuhause zu sein.
So wäre sein Wunsch, den Kindern näher zu sein, erfüllt. Die Kinder müßten nicht mehr immer fragen: "Mama, wo ist Papa?". Und ich hätte die Möglichkeit, mehr von meinen Vorstellungen zu verwirklichen.

Teil 2:
Glaube zwischen Arbeit und Kirche

die falschen engel des herrn

die schläge des engels des herrn
töten den schwachen schlaf
4 schläge für die ganze stunde
12 schläge dann
je einen für jede seit mitternacht
dann 3 mal 3 zur vervollkommnung
und volles geläut zum abschluß
bravobravo!
die christen haben ihrem gott
viel lautes hier zu bieten
ansonsten liegen sie in besten verstecken
lärm lärm leeren lärm
wenn sie aus ihren verschwitzten sesseln
sich erheben

der engel der herren brachte -

uns um den schlaf
da schlafen unser brot war
nach der schweren nachtschicht
so fressen die falschen engel
die arbeiter der falschen herrn

die kirche ist gottes lärmen geworden
lärmt so sehr
daß keiner bald keiner
mehr verstehen kann
gottes brot zu essen
an einfachen tischen

Warum ich im Betrieb arbeite

Mannheim, 1972

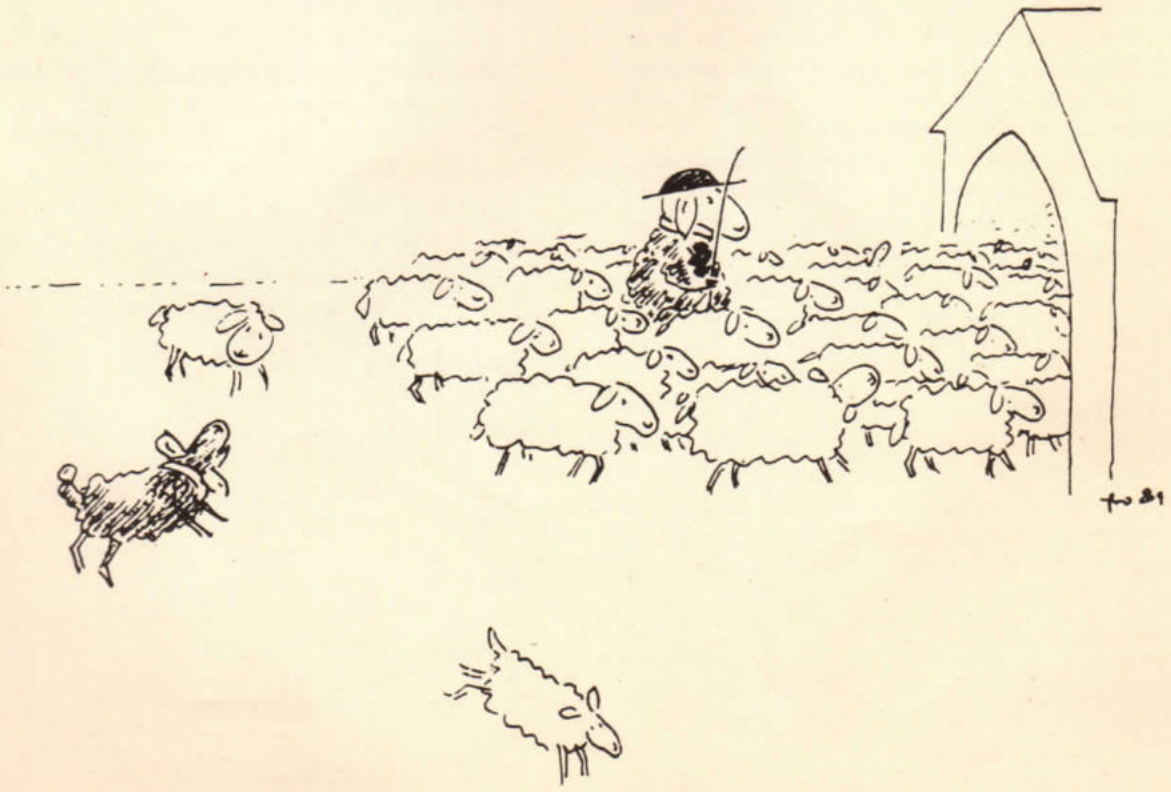
Nach fast 10-jähriger Tätigkeit in der CAJ (Christliche Arbeiterjugend) überlegte ich intensiv, wie ich weiterhin als Priester in der Arbeiterschaft wirken könnte. So kam es in Absprache mit den jetzigen Kollegen unseres Seelsorgeteams zum gemeinsamen Schwerpunkt "Arbeiterseelsorge", wobei einerseits die enge Verzahnung mit den drei Pfarreien des Gebietes und andererseits eine möglichst große Eigeninitiative durch ein Mitglied des Teams angezielt war.

Nach den ersten Monaten der Kontaktaufnahme mit Leuten in den verschiedenen Betrieben wurde deutlich, daß durch die überwiegend kirchlichen Kontaktpersonen und auch durch die kirchlichen Arbeiterorganisationen die Schicht der wirklichen Arbeiter kaum zu erreichen war. Während des zunächst für begrenzte Zeit geplanten Arbeitseinsatzes bei John Deere wurde mir immer klarer bewußt, daß so ein Versuch über längere Zeit dauern muß, um wirksam werden zu können. Weil damit aber mehr als ein Praktikum im Betrieb angestrebt ist, muß die Frage, warum ein Priester im Betrieb arbeitet, eingehender überlegt und beantwortet werden. Zum jetzigen Zeitpunkt sehe ich vor allem die folgenden Gründe:

1. In unserer Gesellschaft allgemein und in kirchlichen bürgerlich geprägten Kreisen insbesondere weiß man wenig von den konkreten Arbeitsbedingungen der modernen Produktionsbetriebe. Man mißachtet - meist unbewußt - die körperliche Arbeit und damit die Arbeiterinnen und Arbeiter.

Meine Arbeit im Betrieb soll Fragen aufwerfen für alle Schichten und helfen, die wirklichen Situationen bewußter zu machen.

Ich muß oft feststellen, daß besonders zwei Vorurteile verbreitet sind: es gäbe (durch die Technisierung) keine wirklich schweren Arbeiten mehr; und der Arbeiter verdiene ja heute ganz gut. Ich halte es für nützlich und hilfreich, wenn ich in Gesprächen mit Priestern, mit Verantwortlichen in Kirche und Gesellschaft einfach erzähle, was ich arbeiten muß und was ich dabei verdiene. Ich sehe darin einen Dienst an der



Verständigung unter den verschiedenen Schichten.
2. Die Arbeiterschaft braucht Arbeiterführer in ihren eigenen Reihen. Beim jetzigen Bildungssystem und dem bewußt geförderten individuellen Aufstieg wird es immer schwerer, echte und fähige Arbeiterführer zu haben.
Meine Arbeit im Betrieb soll zum Ausdruck bringen, wie wichtig Dienste innerhalb der Arbeiterschaft sind. Sie soll Frauen, Männer und Jugendliche ermutigen, Verantwortung zu übernehmen, notfalls unter Verzicht auf persönlichen Aufstieg.
Die Kirche hat die Aufgabe im Sinne der Vermenschlichung der Welt solche Verantwortliche auch unter der Arbeiterschaft zu bilden und zu begleiten. Ich halte es für meine Person - ohne für andere sprechen zu wollen - nicht für redlich genug, als Priester aus gesicherter Position und mit gutem Einkommen von anderen uneigennützigen Einsatz und langfristiges Risiko zu erwarten. Ich will ein Stück dieses Weges mitgehen, um viele zu ermutigen.
3. Das Verhältnis von Kirche und Arbeiterschaft ist so belastet, daß auch außergewöhnliche Schritte getan werden müssen, um den Dienst der Kirche glaubwürdiger zu machen.
Dadurch, daß ich die Arbeitsbedingungen eines Industriearbeiters teile, will ich verständlicher machen, daß es der Kirche um uneigennützigen Dienst an den Menschen geht.
Eine lange geschichtliche Entwicklung läßt die große Zahl der Arbeiter, vor allem ihrer Führer und Organisationen, als "Gegenseite" zur Kirche empfinden (Schwarz - Rot). Durch meine Arbeit im Betrieb sollen Brücken gebaut, indem ich einerseits verständlicher mache, worum es der Kirche geht, und andererseits auch innerhalb der Kirche (bei Priestern, in kirchlichen Gemeinden) der Wirklichkeit des Arbeiterlebens und den Erwartungen der Arbeiter mehr Raum und Verständnis verschaffe.
4. Die Vorstellungen über die wesentlichen Punkte christlichen Glaubens und Lebens sind stark pervertiert, sowohl bei vielen kirchlichen als auch bei den "unkirchlichen" Arbeitern.
Mein "normales" Leben im Betrieb soll dazu beitragen, die Frage nach einem sinnhaften und christlichen Leben heute innerhalb und außerhalb der Kirche zu intensivieren.
Viele Arbeiter sind völlig gefangen in Vorurteilen, daß Kirche und Religion für das praktische Leben nichts taugen, daß sie den Mächtigen helfe, Macht auszuüben, daß es große Geschäftemacherei sei.
Nicht wenige kirchliche Arbeiter haben andererseits ein ganz auf den Kult ausgerichtetes Glaubensverständnis im Blick auf die böse, rettungslos verlorene Welt, speziell die Betriebe. "Was Sie da machen ist völlig aussichtslos. Wer einmal im Betrieb drin ist, der ist verloren. Kümmern Sie sich lieber um einige Jugendliche, daß sie nicht so werden." "Was Sie da versuchen, ist Sezieren am toten Objekt. Gehen Sie wieder heraus aus dem Betrieb und übernehmen Sie eine Pfarrei. Dort können Sie Familien bei der Erziehung helfen." (Reaktionen treu kirchlicher Arbeiter auf meine Arbeit im Betrieb)
Ähnlich verständnislose Reaktionen begegneten mir auch bei kirchlich orientierten Vorgesetzten im Betrieb, in deren Entscheidungsbereich merkliche Ungerechtigkeiten als Normalzustand empfunden werden.
Ich will dazu beitragen, daß einerseits gelebte christliche Werte (gegenseitige Hilfe bei der Arbeit, Aufnahme der "Fremden", uneigennützlicher Einsatz für andere ...) als solche erkannt werden und daß andererseits die "Gläubigen" auf diese Welt und das Leben orientiert werden.
Für alle genannten Punkte gilt, daß sie nicht spezielle Aufgaben eines Priesters, sondern des ganzen Gottesvolkes sind. Darum steht hinter allem das Bemühen, christliche Gemeinschaften zu bilden unter jugendlichen und erwachsenen Arbeitern (CAJ/KAB). Sache des Priesters ist es, mit diesem Gottesvolkes den Weg zu gehen und vielleicht da oder dort etwas voranzubringen.
Damit wird an einem Beispiel auch gezeigt, daß das Amt des Priesters nicht zuerst ein Beruf, sondern eine Funktion im Gottesvolkes ist. Das wird bei nebenberuflichen Priestern besser erfahrbar.

Arnold Willibald

Kirche aus einem anderen Blickwinkel -Verkäuferin und Pfarrerin-

Vor sechs Jahren, im Oktober 198O, bin ich zum ersten Mal "auf Arbeit" gegangen. Ein Jahr später, im Advent 1981, wurde ich ordiniert.
Von Beruf bin ich Verkäuferin in einer Filiale einer großen Berliner Lebensmittelkette. Die Arbeit ist körperlich schwer; es sind Tonnen, die wir an Waren bewegen, in akkordmäßiger Geschwindigkeit, um dem Moloch 'Kühlregal'das Maul zu stopfen. Zugleich wirkt die Arbeit psychisch zermürbend; die ständige Unruhe im Laden, der Lärm, das Angerempeltwerden, die ununterbrochene Beanspruchung von allen Seiten, das alles dreht auf und laugt aus in einem. Die ganze Problematik unserer Konsumgesellschaft (Wuchern und Wegwerfen) und der Druck moderner Arbeitswelt (Konkurrenz und Isolierung, moderne Techniken und Arbeitslosigkeit) prägen auch mich sechs Stunden am Tag, sechs Tage in der Woche.
Berufen von der Landeskirche zum Dienst der Verkündigung und Sakramentenverwaltung, zur Pastorin, engagiere ich mich ehrenamtlich in einer Ge-

meinde im Berliner Wedding.
Es gab viele Gründe für die Entscheidung zu diesem Weg: Daß Verkündigung verwurzelt sei in einer verbindlichen Teilhabe am Leben "mitten unter den Leuten". Daß uns durch Freundschaft und Solidarität (kirchen-)ferne Menschen näher werden als durch Kasualien und Unterricht. Daß Wort und Sein, Einsicht und Existenz nahe beieinanderliegen müssen, um glaubwürdig zu sein.
Im Rückblick auf den bisher zurückgelegten Weg zeigen sich manche Veränderungen, ein Stück Exodus. Besonders in bezug auf Kirche - Kirche gesehen als der Ort, an dem Glaube sich formt und gefeiert wird, an dem Zeugnis und Dienst sich orientiert und ermutigt.
Sich ganz in Arbeit und Nachbarschaft des Viertels zu verwurzeln, davon den eigenen Alltag bestimmen zu lassen, vermittelt zuerst einmal eine radikalere und unausweichlichere Erfahrung davon, wie sehr wir als Christen faktisch Minderheit sind und als Kirche belanglos, nicht-existent. Meine Kolleginnen haben mich nie gefragt, was ich denn früher bei der Kirche gearbeitet hätte. Sie nehmen meinen vorherigen Arbeitgeber Kirche an wie jede andere Firma. Kirche hat so wenig Bezug zu ihnen selbst wie AEG oder Siemens. Wenn wir uns gegenseitig vom Wochenende erzählen, und ich sage, ich sei in der Gemeinde gewesen, im Gottesdienst, hätte Gottesdienst gehalten; dann wird das freundlich gehört, aber als etwas ganz Fremdes, selbst das Gottesdienst-Halten hat niemanden nachfragen lassen. Gemeinde ist wie ein weißer Fleck auf der Landkarte, die Vorstellungskraft, nein: die Erfahrung fehlt, um ihn in irgendeiner Weise zu füllen.
Und doch möchte ich nicht mehr von 'kirchenfernen'Menschen sprechen, sondern viel eher von kirchenleeren Räumen: Die Kirche hat oder wir als Kirche haben uns einen eigenen 'Raum' in der Gesellschaft erobert, behaupten seine Bedeutung - und sind bedeutungslos geworden für all die Räume, die den Alltag, das Leben der Menschen ausmachen: Arbeit, Freizeit, Lebens-Sehnsucht und Weltengagement.
Ich wehre mich, wenn es heißt, die Leute wollten von Verkündigung ja nichts mehr hören, weil ich selbst weiß, wie massiv, all-täglich, andere Verkündigungen uns überfluten: daß nicht der Mensch zählt, sondern der Umsatz, daß Kontakt untereinander die Effektivität stört und Mitmenschlichkeit arbeitswidrig ist. Wenn kirchliche Verkündigung nur dagegen r e d e t , und nicht zugleich Möglichkeiten, Räume anderer Erfahrung dagegen setzt, muß sie belanglos bleiben.
Auch die Klage über die fehlende Bereitschaft der Leute, sich einzusetzen, verletzt. Wie oft habe ich mir Gemeinde gewünscht als Ort, an dem ich und andere einfach da-sein können, aufatmen und zur Ruhe kommen, Mut und Kraft schöpfen. Und wie noch viel häufiger kam mir schon an der Tür die Frage entgegen - ausgesprochen oder auch nicht -: Wo wirst du mitmachen? Wobei dich engagieren? Das verletzt, weil implizit es mein/unser Ringen und Leiden und Widerstehen im eigenen Alltag als Nicht-Engagement deklariert und zugleich moralisch verpflichtet zu einem Engagement das Nicht-Alltag ist, also weit entfernt ist oder unvermittelt bleibt zur eigenen Erfahrung. Vielleicht habe ich dies so ausführlich und auch so schroff geschrieben, weil - einfach als Konsequenz - mein Blick in den letzten Jahren ein wenig der Blick der 'Armen und Elenden unserer Gesellschaft' geworden ist, und weil dies von mir vor allem gefordert hat, mich solchen Erfahrungen zu stellen. Ich erfahre das Leiden der mir nahe gewordenen Menschen, meiner Kolleginnen und ihrer Familien, der Nachbarn, der Freunde in der Gewerkschaft, als ein Leiden an geraubter Lebensfülle und ein Alleingelassenwerden in ihrer Sehnsucht, ihrem Kampf. Zu oft durchleben sie dies unbewußt, ergeben, stumm. Mein Auftrag als Pastorin wird mir konkret, wird mir verpflichtend und sinnvoll, wo ich mit-lebe, soweit als möglich bewußt, aufmerksam und immer neu nach Worten, nach Ausdruck suchend, nach Deutung auch.
In der Gemeinde geschieht dies in ersten Schritten auf Gottesdienstformen zu, in denen Klage Raum findet und Stille, in denen die einzelnen Lebensgeschichten und -situationen sich äußern können; geschieht im Tasten nach einer Weise, Glauben zu feiern, in der Gesellschaftliches und Politisches in unserer einzelnen Erfahrung erkannt wird, in der wir mit Denken und Empfinden, als ganze Menschen umfaßt sind. Neu-Werden von Gemeinde als Hoffnung, als Weg und Aufgabe.

Isolde Böhm,
in Theologie Practica 22.Jg Heft 2 S.89-9O, 1987

Widerstand

Berlin Kreuzberg ist ein altes Arbeiterviertel. In einem toten Winkel der Mauer gelegen, wurde es in den 6Oer und 7Oer Jahren der Ort der Übriggebliebenen unserer Gesellschaft: der alten Leute, die den Absprung in die Neubauviertel nicht mehr schafften, der Arbeitslosen, Alkoholiger, Junkies und psychisch Kranken; hinzu kamen die Ausländer, besonders Türken, denen allein die verwahrlosten Häuser und Wohnungen nochm zumutbar schienen; hinzu kamen die 'Linken', diejenigen, die hier außerhalb der verwertbaren und verwerteten Gesellschaft den Boden sahen für eine revolutionäre Perspektive, eine grundlegend neue Gesellschaft und die darüber selbst sehr schnell mittels Berufsverbot und Kriminalisierung wie auch eigenem Ausstieg dem 'Rest' der Übriggebliebenen, der Nichtverwertbaren, zugerechnet wurden.
War das nun der richtige Ort für uns? Was sollten wir hier tun? Sollten wir die Ärmel hochkrempeln

und versuchen, das Beste daraus zu machen? Aus all dem 'Kaputten', dem zu nichts Nützlichen, ein heiles Kreuzberg in Angriff nehmen? Wir taten es nicht, obwohl es uns nahegelegt wurde. Statt dessen gingen wir in die Schule unserer Arbeitskollegen, Nachbarn und Nachbarinnen.

Waren denn das nicht gerade die Armen der Bibel, dieser übriggebliebene Rest, der sich jeder Planung widersetzte, all den Weltverbesserungsbemühungen und Sanierungsvorhaben, der 'Resozialisierung' und 'Integration' oder wie die Spezialbegriffe alle hießen, war das nicht der 'heilige Rest', der unter der Verheißung und der besonderen Fürsorge Gottes steht?

Wir stießen auf das für Kreuzberg kennzeichnende Stichwort: Widerstand. War nicht diese Nichtverwertbarkeit in all ihren Schattierungen im Kern Widerstand? Da können Menschen noch leben, die anderswo schon längst in Heimen oder Gefängnissen verschwunden wären. Da setzen die massenhaften Hausbesetzungen Anfang der 80er Jahre dem Spekulantentum Grenzen und propagieren eigene Vorstellungen von 'befreitem Leben'. Da gibt es kaum eine Hauswand, die so geblieben wäre, wie der Hausbesitzer sie einmal anstreichen ließ: Anita, ich liebe Dich/ Wer keinen Mut zum Träumen hat, hat keine Kraft zum Kämpfen / Vergewaltiger, wir kriegen dich / Nie wieder Deutschland / Alkohol macht dumm / Heraus zum revolutionären 1. Mai / Die Grenze verläuft nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen Oben und Unten / Frauen, bildet Banden! / Alle Tage Sabotage / Viva la Revolucion! / Harald Juhnke for President / Nazis vertreiben, Ausländer bleiben / IWF Mördertreff / Klaut! - An der Bank um die Ecke war nach der Maueröffnung 89 jedes Wochenende neu geschrieben: Geld macht böse. Auf einer frisch gestrichenen Hauswand stand schlicht: Neu, wa?

Als in der Nacht vom 1. zum 2. Mai 87 quer durch den Stadtteil Barrikaden brannten, die Polizei sich zurückziehen mußte, Geschäfte geplündert wurden, Autos, sogar ein Feuerwehrzug, in Flammen aufgingen, die Hochbahn ihren Betrieb einstellen und selbst Fahrscheinautomaten und Verkehrsampeln zu Bruch gingen, da schien endgültig nur noch Kopfschütteln, der Ruf nach der ordnenden Hand, der staatlichen Macht und der kirchlichen Predigt angesagt. War sie nicht schon längst bar jeden Sinnes, diese trotzige Verneinung von allem und jedem? Konnte die einzig sinnvolle Frage nur noch sein, wieviel Polizei man brauchte, um 'Präsenz und Härte' zu zeigen, wie im Abgeordnetenhaus gefordert, oder wieviele Sozialarbeiter benötigt wurden, um eine 'sozial explosive' Situation zu beruhigen?

Trotzdem kam uns anderes in den Sinn. Ist nicht Gott selbst die absolute Negation alles Bestehenden? Wer das anbrechende Reich Gottes verkündet, stellt der nicht zugleich unsere Gesellschaft fundamental in Frage, ihre Werte und Verwertungen? Gibt es da nicht jenseits aller noch so gutgemeinten Verbesserungsversuche eine zutiefst revolutionäre Perspektive? War der Kreuzberger, der die brennenden Barrikaden mit dem Osterfeuer verglich, dem Wort Gottes nicht näher als die Boulevardpresse mit ihren Sensationsberichten von der 'Kreuzberger Hölle'? Steht nicht Gott selbst auf - sowohl in unseren Herzen wie gegen die Gesellschaft, die ihn begraben will unter den Götzen von Macht und Reichtum?

Immer mehr lernten wir Kreuzberg sehen nicht als einen Ort der Gottverlassenheit, sondern der privilegierten Nähe Gottes, einen Ort, der die Hoffnung wachhält auf etwas, was der gesunde Menschenverstand, das Kalkül des Machbaren und der Sachzwänge uns auszureden versucht; was er begraben will unter der Siegerpose eines überlegenen kapitalistischen Systems. Ein Jahr nach jenem 1. Mai 87 formierte sich eine unabhängige 'Revolutionäre 1 Mai Demonstration' die jedes Jahr mehr Zulauf erhielt, im vergangenen Jahr 15000 Menschen.

Jetzt hat sich die Situation geändert. Kreuzberg ist nach dem 9.November 89 ein citynaher Bezirk geworden. Die Grundstückspreise steigen bereits, die Mieten ebenfalls. Wird nun der Stadtteil endgültig den Interessen der Spekulanten, der Banken und der Stadtplaner unterworfen? Werden die jetzigen Bewohner vertrieben und in alle Winde zerstreut? Oder wird der Konflikt sich zuspitzen, die Bewohner zu verstärktem Widerstand herausfordern, ein Stück Utopie eines selbstbestimmten Lebens Gestalt annehmen - eine Utopie, in der Gott nicht mehr begreifbar ist als die höhere Macht, die von oben her alles ordnet und leitet, die Bösen bestraft und die Guten belohnt, sondern als das Fundament, auf dem stehend wir im Widerstand gegen die Mächte dieser Welt bestehen können?

War es einerseit ein Weg in die Enge des Stadtviertels, so war es doch auch ein Hineinwachsen in eine alle nationalen Grenzen sprengende Solidarität: durch die Arbeitsemigranten und Asylsuchenden im Stadtteil, in der Wohnung; durch politische Kampagnen wie zum IWF-Kongress in Berlin 88, aber auch die gelebte Verbundenheit mit der Arbeitermission in Frankreich, Spanien und Belgien und durch die beiden Mitglieder der Kommunität, die von Kreuzberg den Weg nach Bolivien beziehungsweise Brasilien fanden.

Wir haben gelernt: Gottes Reich wird die Kleinen groß machen, wird die königliche Würde gerade den Menschen aufscheinen lassen, die jetzt als wertlos, arbeitsscheu, süchtig, krank oder kriminell im Abseits stehen.

Kreuzberger Jesuitengemeinschaft
in Publik Forum, Februar 91

am frühen morgen

ich wachte auf
und mir war
als hätte ich
geträumt
wir kommen
durch
das ja
zum nein

oder war es
andersrum?

Das Reich Gottes im Bergbau

Gerade unter dem Blickwinkel der Befreiungstheologie scheint es mir wichtig, die übliche Frage "was für eine Botschaft habe ich den Arbeitern zu bringen und auf welche Weise?" umzukehren in die Frage "Was haben die Arbeiter m i r zu sagen?" Wo habe ich die Bekehrung durch Arbeitskollegen nötig?. Sicher fällt die Umkehrung nicht immer leicht und sie ist auch nicht immer angebracht, gibt es doch Bereiche, in denen Kollegen auf Wegen sind, die nicht als 'Vorbild' dienen können.

Doch das Anliegen der folgenden Ausführungen ist erst einmal, wie anfangs gesagt, in umgekehrter Richtung nach dem Reichtum der Kollegen, nach ihrer Botschaft an mich zu fragen. So will ich hier in Beispielen die Rede vom Reich Gottes versuchen, welches dort in der Arbeits- und Unterschichtswelt schon lange vor meiner Anwesenheit da ist. Es bleibt ein unbeholfener Versuch, da ich noch viel zu oft meine, ich sei ja der eigentlich schon Erlöste, der die anderen nur auf die richtige Spur zu bringen hätte.

So beschämte mich an einem Weichnachtsfest meine von der Sozialhilfe lebende Nachbarin, Mutter eines Kindes, die ihr letztes Geld zusammenbrachte, um Wein für das gemeinsame Fest zu kaufen, während ich als gut Verdienender überlegte, ob drei oder vier Flaschen angebracht seien. Arme können viel besser teilen.

Einmal sagte ein Arbeitskollege: "Ach, das Leben war bis heute nur davon bestimmt, die Familie am Essen zu halten, ein bloßer Kampf ums Überleben." Vor allem ältere Arbeitskollegen bewundere ich immer wieder wegen ihres selbstlosen Einsatzes für die Familie, ein Einsatz, der sicher oftmals harte Askese ist und war.

Immer wieder darf ich eine andere Art von Gutsein entdecken als sie bei mir so tief sitzt. Gutsein nicht als christliches Ethos und christliche Moral: "So jetzt sei mal gut, weil es sich ja so für einen guten Christen gehört!" hier gibt es Gutsein, weil man einfach gut ist, nicht anders kann, als gut zu sein - zupackendes Gutsein. Als es mir eine Zeit lang persönlich nicht so gut ging, übernahmen Kollegen in aller Stille Teile meiner Arbeit. Oder in einer Obdachlosensiedlung wurden acht Kinder, als die Mutter plötzlich ins Krankenhaus mußte, kurzerhand auf verschiedene Familien verteilt. Ich weiß kein anderes Wort dafür als 'Echtheit beim Gutsein', Gutsein ohne die geringste Spur davon, eine Gegenleistung oder Dankbarkeit zu erwarten.

Wenn es um Klassenerfahrung bei Arbeitern ('die da oben, wir hier unten') geht, so gibt es diese sicher - trotz zweifellos vorhandener Auswirkungen einer nivellierten Mittelstandgesellschaft (es gibt weithin nicht mehr den typischen Arbeiter) -, aber in den seltensten Fällen in Form von Neid, sondern vielmehr als ein tief sitzendes Gespür für Ungerechtigkeit. Die einzige Gerechtigkeit ist, wie man hier sagt, die "In die Kiste nimmt keiner, auch von denen da oben, was mit."

Vor allem für Theologen entlarvend ist das feine Unterscheidungsvermögen im nicht so wortgewaltigen Arbeitermilieu zwischen nur Reden (Wie wir Kirchenleute es ja oftmals in bester Manier beherrschen) und wirklichem, tatkräftigem Einsatz. Vor allem an diesem Kriterium werden Kirche, Kirchgänger, aber auch Betriebsrat und Gewerkschaft gemessen. Da sagt dann auch mal der ansonsten größte Kommunistenfeind: "Der Franz als Betriebsrat war ein echter Kerl, der hat sich eingesetzt für die Kumpel; egal, auch wenn er ein Kommunist war."

Oftmals durfte ich den Mut von Kollegen gegenüber Vorgesetzten dort bewundern, wo ich den Mund nicht auftat - Mut, der eigene Nachteile um der Wahrheit, der Gerechtigkeit oder auch der Ehre willen in Kauf nimmt.

Immer wieder gibt es gerade im Bergbau gefährliche Situationen, indenen ich konkret Arbeitskollegen ihr Leben für ihre Freunde, ihre Kameraden einsetzen sehe. Wo mir der Mut fehlte, setzten sie sich der Gefahr aus. Manchmal denke ich angesichts der Terroristenangst der führenden Herren unserer Gesellschaft und ihres Umsorgtseins mit Leibwächtern daran, daß vielleicht Arbeitskollegen ähnlichen oder gar mehr Anspruch auf Leibwächter hätten (Interessanterweise lehnte Bischof Romero aus Solidarität mit den Armen Leibwächter ab.)

Ein schönes Beispiel für Ehrlichkeit und Vergebung ist die rauhe Art von Bergleuten, die sich unter Tage manchmal knallhart anbrüllen, dann aber wieder schnell nach der Schicht oder mindestens am folgenden Tag einen neuen Anfang miteinander machen, ohne viel über das Vorgefallene zu sprechen. An kleinen Zeichen ist dann auch oftmals der Versuch zu

erkennen, gemachte Fehler nicht zu wiederholen - praktische Umkehr.
In meiner Wohngegend lebe ich mit vielen Türken zusammen. Bei ihnen entdecke ich, hervorgerufen durch die fehlenden finanziellen Mittel aufgrund vieler Kinder und finanzieller Verpflichtungen in der Heimat, eine weniger materialistische Lebenseinstellung als bei uns Deutschen. Auch die vielen Kinder lassen eine lebendigere Atmosphäre entstehen als die Ein- oder Zwei-Kinder-Familien mit der Tendenz, 'Paradekinder' zu züchten, wie ich es einmal überspitzt ausdrücken möchte. Trotz aller leider auch bei Kollegen immer stärkeren Tendenz zur Vereinzelung und Rückzug auf den Kreis der Familie, ist doch immer wieder eine größere Bereitschaft zu Nachbarschaftskommunikation und auch Nachbarschaftshilfe als im bürgerlichen Milieu zu sehen.
Wenn bisher gerade im Vergleich zb. zu Lateinamerika gemeinschaftliche und solidarische Erfahrungen fehlen, so hat dies sicher mit der hier intensiv ausgeprägten, auf Egoismus aufgebauten Gesellschaftsform zu tun. Dadurch wurde eine weitgehende Vereinzelung und Individualisierung unter der Bevölkerung erreicht. Auch fehlt der direkte, greifbare und solidarisierende Leidensdruck durch Existenznot. Mit Brot und Spielen (wie die Römer sagten) sind wir erst einmal 'zufrieden'und ruhig gestellt. In Lateinamerika dagegen bietet der alltägliche Anblick von Not und schreiender Ungerechtigkeit eine Grundlage, ähnlich wie Israel in der ägyptischen Sklavenherrschaft, den Drang aus der Knechtschaft in die Freiheit entstehen zu lassen; ein Drang, der letztlich politisch ist, weil eine Gemeinschaft von Unterdrückten den Exodus ersehnt und wagt.
Trotzdem gibt es auch hier - noch sehr vereinzelt - hoffnungsvolle Ansätze solcher Erfahrungen. So erlebte ich einmal eine Beschwerde von einer Gruppe von Kollegen wegen offenkundiger Manipulationen bei Staubmessungen unter Tage. Häufiger anzutreffen ist eine 'stille Solidarität', wenn man nicht die äußerste Leistung bringt, um nicht zur Richtschnur für alle zukünftigen ähnlichen Arbeiten zu werden. Da wird dann auch den unkameradschaftlichen Kollegen, welche aus bloßem Eigennutz oder aus naiver Verkennung möglicher Folgen außerordentliche Arbeitsleistungen bringen, das Leben schwer gemacht.
Von Glaubenserfahrungen, die eine Verankerung, ein Sich-festmachen in Gott, in einem transzendenten, über das irdisch Sichtbare und Faßbare hinausgehenden Urgrund und letztem Grund bezeugen, kann ich leider nichts berichten. Es hängt sicher damit zusammen, daß unsere Gesellschaft totaler Machbarkeit keinen Raum mehr läßt, daß uns hier neue Konsumgüter geschaffen wurden (Tanz um das goldene Kalb), aber auch damit, daß unsere Kirche vielfach einen Gott 'geschaffen'hat (wobei wir diesbezüglich sicher auch kritische Fragen an uns selbst zu stellen haben), der nichts mit dem Leben dieser Menschen, dieses Milieus zu tun hat.
Alle Menschen, vor allem aber die 'Kleinen und Unmündigen', haben die göttliche Botschaft in sich und leben schon etwas vom Reich Gottes. Unsere Aufgabe kann höchstens sein, Verdecktes neu zu befreien, aber vor allem - und das lehrt uns die Befreiungstheologie eindringlich - uns von den 'Kleinen und Unmündigen' belehren zu lassen.
Ich möchte nicht schließen, ohne denen zu danken, die die eigentlichen Schreiber dieses Artikels sind, den Menschen, denen ich begegnen durfte - Arbeitskollegen und anderen Menschen in einem mir immer noch fremden Milieu.

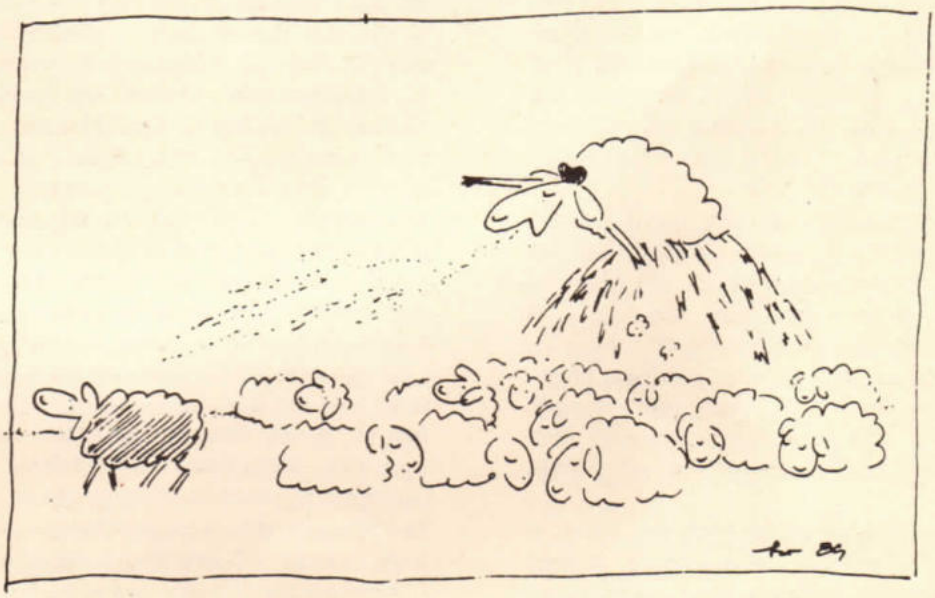
Gottfried Clever, 1985

Weihe zum Arbeiterpriester

Gesprächsprotokoll (Gedächtnis), 25.2.81
Kardinal Höffner - Gottfried Clever

Bevor ich inhaltlich das Gespräch wiedergebe einige Anmerkungen zum äußeren Rahmen und der Atmosphäre.
Es fand in den gepflegten, mit kostbarem Mobiliar ausgestatteten Räumen seiner Kölner Residenz statt. Dort, wo sonst Schuldirektoren, Abgeordnete, Arbeitgeber- und Gewerkschaftsvertreter... sitzen, saß ich nun in einer fremden Welt. Schön, zu schön, ungemütlich schön.
Höfffner begegnete mir locker und sehr freundlich. Ich staunte über seine Agilität, der man rund 70 Lebensjahre nicht zutraute. Armselig in diesem Rahmen versuchte ich, allen Mut zusammenzufassen, ihm ehrlich zu begegnen. Er nahm mir die Aufgabe ab, das Gespräch anzufangen. Meinen Brief wohl nicht mehr ganz im Gedächtnis wiederholte er ihn Passagen vorlesend (Ich hatte darin kurz die äußeren Daten meines Lebens seit Studienabschluß wiedergegeben mit knappen Begründungen für die einzelnen Schritte. Zum Ende war eindeutig die Bitte um ein Gespräch zum Thema Arbeiterpriesterweihe ausgesprochen.
Einstieg in das thematische Gespräch war für ihn die Frage nach dem Begriff Arbeiterschaft. Er wies mich darauf hin, daß wir nicht mehr im 19. Jahrhundert seien (woher das Mobiliar der Räume, die ich sah, stammte), wir hätten eine differenzierte Gesellschaft, in der es d i e Arbeiterschaft nicht gäbe, in der mancher Arbeiter finanziell besser gestellt sei als mancher Selbständige oder Bauer. Außerdem gebe es Vorarbeiter, Facharbeiter und Meister, die alle zur Arbeiterschaft gehörten. Ich wies auf das Synodenpapier Kirche und Arbeiterschaft hin und die dortige Definition, wozu er meinte, dies Papier sei nicht

ausdiskutiert und die Soziologen (welche?) hätten starke Bedenken gegen dieses Papier gehabt.
Im Laufe des Gespräches fielen Anmerkungen zum Lohn für Arbeiter, den er mit 2500-3000 DM bezifferte, worauf ich sagte, daß dies aber nur einen Familienvater, der Überschichten, sowie Schichtdienst macht, betreffe und dies nicht einmal in allen Berufszweigen (auf die Situation von Frauen vergaß ich hinzuweisen). Er meinte die Arbeit sei heute körperlich nicht mehr so schwer und anstrengend. Ich stimmte ihm zu, machte ihn aber auch aufmerksam auf die neuen Belastungen durch Schichtdienst, einseitige körperliche Beanspruchung und Leistungsdruck. Er meinte, viele Personen in leitenden Funktionen müßten um einiges härter arbeiten. Auch hier mußte ich ihm zustimmen, doch ihn wiederum auf die ganz anders gearteten Belastungen für Arbeiter hinweisen. Ich erzählte ihm von einem Arbeiterpriester, der mir zum Beispiel berichtet hat, daß er deutlich einen anderen Umgang mit seiner Person in der Öffentlichkeit nach seinem Wechsel vom Gemeindepriestertum zu dem des Arbeiterpriestertums erlebt habe (Geschäft, Sparkasse...) Ich versuchte ihm die tiefe Bedeutung klarzumachen, welche hinter einer Flugblattüberschrift in Zusammenhang mit einem Streikaufruf steckt: Sie haben uns die Ehre genommen!
Daß es ein Problem Kirche - Arbeiterschaft gäbe, bestritt Höffner. Kirchenbesucherzahlen wiesen aus, daß beispielsweise verhältnismäßig mehr Arbeiter als Studenten unter den Kirchgängern seien, worauf ich leider nicht näher einging; denn eine solche Äußerung setzt eine klare Definition von Arbeiterschaft voraus, sie nimmt nicht in den Blick die prozentuale Vertretung von ihr in verantwortlichen Positionen, sowie die Beteiligung von Arbeiterschaft am außergottesdienstlichen Leben.



Ganz massiv stellte Höffner mein Anliegen in Frage, in dem er mich 5O Betriebsräten und vier anderen Arbeitervertretern gegenüberstellte, die er in letzter Zeit getroffen hatte, und die ganz klar seine Meinung teilten lieber Priester für Arbeiter als Arbeiterpriester. Aus eigener Erfahrung bestätigte ich ihm eine solche Äußerung, welche mir nur zu verständlich erschiene, doch gleicherweise hätten dieselben Arbeiter die sich mir gegenüber an meiner ersten Arbeitsstelle, wo ich als ein Theologe bekannt war, genauso geäußert haben, gesagt, jeder, der aus der Arbeit raus sei (auch freigestellte Betriebsräte!) würde den Kontakt zu ihrem Schicksal verlieren. Die 5O würden auch sagen, daß ich einem Arbeitslosen einen Platz wegnähme (bei über einer Million Arbeitslosen!) Im Bergbau werden Arbeitskräfte gesucht, es wäre Platz für manchen Priester. Der Lohn sei ja auch nicht niedriger als der eines Priesters, sodaß das einfache Leben kein Grund für den Weg des Arbeiterpriesters sein könnte. Auch könnte ich bei der Arbeit ja wenig sprechen, sodaß wenig Missionierungsmöglichkeit bestände. Auch dies gestand ich ihm zu, wobei ich aber auf die Notwendigkeit eines gewandelten Missionsverständnisses hinwies, wie es beispielsweise bei Charles de Foucauld mit dem 'Nazarethleben' der Fall sei.
Die Gemeinden selbst würden nach Höffners Meinung auch lieber Priester in Gemeinden haben als Arbeiterpriester, worin ich ihm auch zustimmte, aber die Notwendigkeit der Frage nach dem Warum betonte. Er fragte mich ob ich es verantworten könne bei dem Priestermangel (an der Berechtigung dieses Wortes habe ich selbst manche Zweifel, konnte aber nicht darauf hinweisen) mich nicht für die Gemeinde, welche zuerst ein Recht auf Priester habe, zur Verfügung zu stellen. Ich konnte nicht auf die Hintergründe eingehen, betonte aber, daß ich mich sehr wohl mit dieser Frage auseinandergesetzt habe. Als Höffner mir nicht ohne einen gewissen Stolz erzählte, daß ein aus der Kirche ausgetretener Arbeiter nach einem Gespräch mit ihm einem Neueintritt nahe gewesen sei, sagte ich, daß es nicht zuerst darauf ankäme, Arbeiter in die Kirche zu holen, sondern die Kirche von ihnen verändern zu lassen.
Als ich ein biblisches Argument für den angefragten Weg anführte, nämlich, daß Jesus nicht zuerst Schriftgelehrte und Pharisäer, sondern einfache Fischer in seine Nachfolge gerufen habe; mit dem Hinweis auf Lukas, den Arzt, Paulus und Johannes versuchte er dies Argument zu entkräften. Auch der Hinweis auf Jesus selbst, der nicht durch Theologenschule oder ähnliches ging, sondern im Tempel schon als zwölf-

jähriger wohl wegen seines natürlichen und wirklich gläubigen Zugangs zur Schrift die Theologen beschämte, genügte nicht.
Ein weiterer Punkt des Gespräches waren Höffners Zweifel, daß es 1000 französische Arbeiterpriester gäbe, wie ich in dem Brief geschrieben hatte. Er hatte ein Papier vorliegen, aus dem hervorging, daß es nur 300 der Mission de France angehörige Priester gäbe, die zudem nicht nur daran interessiert seien als Arbeiter, sondern auch als Lehrer, Wissenschaftler etc. tätig zu sein. Ich wies ihn darauf hin, daß es zusätzlich rund 700 diözesane und einem Orden angehörige Priester in Frankreich geben müsse, da im letzten Jahr ein Treffen mit 1000 Arbeiterpriestern stattfand. Er sagte, daß die französische Bischofskonferenz auch Schwierigkeiten mit den AP habe. Zum einen würden sie sich oft weit von der Kirche entfernen (ich kam nicht dazu die Frage nach dem Warum zu stellen) Zum anderen gingen sie oft ein einseitiges gewerkschaftliches Engagement ein, welches ihnen Zeit für die Seelsorge nähme und sie nicht mehr für Christen daseien, die anderen Richtungsgewerkschaften angehörten. Ich entgegnete ihm, daß er ebenso wie ich nur einen bestimmten Personenkreis anspräche und wir uns nicht vormachen dürften, wir seien für alle da.
Auf diesem Hintergrund wurde mir klar, daß Höffner, der die Hauptanteile des Gesprächs hatte, überhaupt nicht verstehen konnte und wollte, was mich bewegt. Ja, er hat sogar meinen Brief, der unmißverständlich ausdrückt, daß ich Arbeiter bleiben will, versucht anders in seinem Sinne für einen Gemeindedienst als Priester zu deuten.
Die Ablehnung des konkreten Gesuchs war dann eine rein formale. Dieser Weg ist in der Ausbildungsordnung für Priester, verabschiedet durch die deutsche Bischofskonferenz nicht vorgesehen, also geht es nicht. Ohne eine zweijährige Seminarzeit und eine vierjährige Kaplanszeit sei nichts zu machen. Wenn ich zu diesem Weg bereit wäre, könnten wir nach dieser Zeit neu über das Anliegen reden, aber vielleicht wolle ich dann den Gemeindedienst nicht mehr missen.
Ein Weg für mich wäre vielleicht noch der Gang in die Mission de France, was aber wegen meiner fehlenden französischen Sprachkenntnisse nicht zu empfehlen sei. Wenn ich umdenken würde, könne ich gerne wiederkommen.

Konferenz der Arbeiterpriester und -schwestern im deutschsprachigen Raum, 20.Mai 1985

Herrn
Joseph Kardinal Höffner
Erzbischöfl. Generalvikariat

Sehr geehrter Herr Kardinal!

Informationen der letzten Monate entnehmen wir, daß nicht nur die Theologie, sondern das ganze Leben der lateinamerikanischen Kirche der Prüfung durch Organe des Vatikans unterzogen wurde. Neueste Zuspitzung dieses Konflikts ist die dem brasilianischen Theologen L.Boff auferlegte 'Periode ehrfurchtrsvollen Schweigens'(vgl. Frankfurter Rundschau vom 10.5.85). Bereits vor Monaten haben Sie als Mitglied der Kommission für die Erziehung das Seminar in Sao Paolo besucht, um der Kongregation zu berichten, 'wie bestimmte Dinge laufen'. (Interview mit der Zeitschrift 'Il regno'vgl. Publik Forum Nr.5l/85,S.3O) Kardinal Ratzinger hat sich als Präfekt der Glaubenskongregation erhoben, die Theologie der Befreiung auf ihre Orthodoxie zu untersuchen, und Sie haben dessen Kritik vor der Deutschen Bischofkonferenz offenbar noch verschärft. In unseren Augen machen sich so führende Mitglieder der reichen bundesdeutschen Kirche zu Richtern über eine Kirche, die sich ernsthaft bemüht, die 'vorrangige Option für die Armen'(Puebla-Dokument, Teil IV/1) zu leben.
Wir meinen jedoch, daß Prüfung und Kritik vielmehr in der entgegengesetzten Richtung vonnöten sind. Nicht ohne Grund spricht die Würzburger Synode von der Gefahr, 'daß wir in unserem sozialen Gefälle eine verbürgerlichte Religion werden, der das reale Leid der Armut und Not, des gesellschaftlichen Scheiterns und der sozialen Ächtung viel zu fremd geworden ist, ja, die diesem Leid selbst nur mit der Brille und den Maßstäben einer Wohlstandsgesellschaft begegnet.'(Unsere Hoffnung, III/2)
Der Wunsch, den Armen näher zu sein, hat uns selbst dazu bewegt, z.T. seit über zehn Jahren in abhängiger Lohnarbeit als Fabrikarbeiter/in, Putzfrau, Straßenfeger, am Fließband, im Akkord und/oder in Schichtarbeit zu leben. Je länger je mehr hat sich uns der 'fortwirkende Skandal'(Synodendokument Kirche und Arbeiterschaft, Kap.1) bestätigt, daß die deutsche Kirche die Armen mit den Augen der Reichen sieht, wie Leonardo Boff es formuliert hat (vgl. Frankfurter Rundschau vom 23.2.85). Damit aber hat sie sich auch vom Evangelium und seinen Verheißungen entfernt. Wir wollen - auch mit diesem Brief - zum Ausdruck bringen, daß wir und viele mit uns darunter leiden. Wir haben aber auch die Hoffnung, daß unsere Kirche von der lateinamerikanischen und ihrer Ausrichtung an den Armen lernen kann und von daher einen neuen Aufbruch erlebt.
Deshalb fordern wir Sie, sehr geehrter Herr Kardinal,

dazu auf, von kompetenten Vertretern der lateinamerikanischen Kirche eine Überprüfung des konkreten kirchlichen Lebens in unseren Diözesen zu erbitten. Denn an der Treue zu den Armen entscheidet sich für unsere Kirche die Treue zu Jesus Christus.
Gerne erwarten wir Ihre Antwort. Wir erlauben uns, diesen Brief auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Mit freundlichen Grüßen
H. Daniel

zu füßen des bonner münsters

auf dem pflaster
neben hein
hören zu den gängen der erde hin
kurzum
es stieg ihm das wasser
bis an die lungen
er atmet noch immer
er lacht
das erlebte hinter sich

er hat freunde
und keinen festen wohnsitz
hein ogoniak
- wie: o kognak -
53OO bonn 1
postlagernd

und lacht das erlebte hinter sich

bald tot
und
und lacht nur

Was ich als Christ von Karl Marx gelernt habe.

Als Christ?
Was heißt das? Vielerlei Unterschiedliches läßt sich damit bezeichnen. Die Bücher, die versuchen dies zu bestimmen, sind Legion. Hier geht's nicht darum, aus all dem Geschriebenen einen gemeinsamen Nenner zu finden. Wohl aber zeigt mein eigenes Leben verschiedene Entwicklungsstufen, auf denen der Christ unterschiedlich ausgeprägt erscheint. Für die gestellte Frage ist das nicht ohne Bedeutung. Denn wie und was ich von Karl Marx gelernt habe, ist wesentlich beeinflußt von der Art des Christseins, dessen Grundzug ich für mich so begreife: Der Bezug zu Jesus Christus ist fundamental, nie aufgegeben, wenn auch sehr variabel vollzogen. Vier Etappen dieses Weges sollen kurz beschrieben werden, wobei sich herausstellen wird, daß auch das Lernen von Karl Marx die Art des Christseins färbt.

Abwehr
Der liebe katholische Theologiestudent der 5Oer Jahre, aus dem katholischen Sauerland stammend, ist reichlich bestückt mit Scheuklappen. Christsein ist Katholisch-Sein. Da hat selbst der Protestant keine Chance. Und Christsein ist natürlich auch CDU-Sein. Der Nachkriegsaufschwung, die fürchterlichen Dinge aus der zu Ende gehenden Stalinära, die Nähe der 'Ostzone' zementieren den schon überkommenen Antikommunismus. Der Anstifter dieser bösen Weltanschauung kann dann wohl auch nichts taugen. Philosophisch wird das erhärtet durch ein Seminar über den 'Diamat'. Geordnetes Sein kann nicht entstanden sein oder entstehen ohne einen zuvor ordnenden Geist. Christlicher Glaube und Atheismus jeglicher Prägung sind nicht zu vereinen. Die Verfolgung der Christen im Osten stärkt nochmal diese Überzeugung. Das sitzt für die nächsten Jahre. Dennoch bleibt ein Krümel Zweifel. Kritische Studenten formulieren das sozusagen methodisch: macht es sich der gute Professor nicht zu einfach? Er stellt den Karl Marx so dar, daß ein logischer Kinnhaken genügt, um ihn zur Strecke zu bringen? Sollte in dieser Weltanschauung nicht doch mehr Wahrheit drinstecken?
Und noch eine weitere wichtige Erkenntnis entstand in diesen ersten Jahren des Theologiestudiums: der Jesus des Dogmatik-Professors war nicht derselbe wie der des NT-Exegeten.

Aufbrüche
Der so blockierte und dennoch ritzenhaft offene Theologe begibt sich 1958 für ein Studienjahr nach Frankreich. Der Jesus der französischen Kirche ist offensichtlich auch nicht der gleiche wie der der deutschen Kirche. Die stark aufkommende Bewegung

der 'Kleinen Brüder' von Charles de Foucauld und der gerade verbotene Versuch der Arbeiterpriester hinterlassen Spuren. Der überzeugte Antikommunist ist voll mit dem Vatikan einig, wenn dieser die Arbeiterpriester verbietet, weil einige von denen Mitglieder der kommunistischen Gewerkschaft geworden waren, andere sogar der kommunistischen Partei. Aber diese Leute sind doch so tolle Kerle. Sie gehen in die Fabrik. Zu denen, die unten sind. Und sie bleiben Priester. Dabei sehen sie gar nicht aus wie Dauer-Purzelbaum-Schläger! Eines ist am Ende dieses Jahres gefestigte Erkenntnis: Christsein ist nicht dasselbe wie CDU-sein, das 'C' läßt sich nicht beanspruchen von einer bestimmten Partei, so abendländisch besorgt die sich auch geben mag. Also können Christen zumindest auch Sozialdemokraten sein, oder umgekehrt? Aber Kommunisten? Nein! Die sind nach wie vor zu bekämpfen. Das Feindbild erhält Nahrung während eines mehrmonatigen Praktikums in einem Berliner Flüchtlingslager im letzten Winter vor dem Mauerbau. Die Unmenschlichkeit des kommunistischen Systems im Osten Deutschlands zeigt nochmal die fundamentale Falschheit der Grundansätze des Anstifters Karl Marx.
Aber der Boden wird lockerer. Vatikanum II tat das Seine dazu. Es prägt den linksprogressiven kritischen jungen Kaplan. Als Mitverantwortlicher eines katholischen Bildungswerkes bringt er kritisches Gedankengut in die Gemeinde, auch eine Auseinandersetzung mit dem Marxismus, etwa in der Person von Pater Gustav Wetter SJ, der bei grundsätzlicher Ablehnung dennoch einige positive Aspekte dieser Weltanschauung zu vermitteln wagt.

Lockungen
Der Studentenpfarrer von Paris (1966- 1972) sieht sich erneut konfrontiert mit dieser ganz anderen Kirche Frankreichs. Im geistigen Brodeltopf der Weltstadt ist alles zu erleben. Große Teile der organisierten katholischen Arbeiterschaft und der Arbeiterjugend arbeiten mit kommunistischen Organisationen zusammen. Sonntag für Sonntag stehen die 'Cocos' an den Straßenecken und verkaufen die 'Humanité du Dimanche'. Gleich neben der Wohnung am Boulevard St. Germain finden mehrmals wöchentlich Veranstaltungen unterschiedlichster politischer Organisationen statt. In diesem Wirrwarr mußt du wissen, wo du stehst und wohin du gehen willst. Gehalten von einer stark spirituellen, liturgischen und politisch 'neutralen' Ausformung des christlichen Glaubens, wie sie in der Studentengemeinde vorherrschte, wird der Abbé im Laufe der Jahre doch ziemlich wachgerüttelt, vor allem durch die Maiereignisse 68/69, durch das Entstehen neuer kommunistischer Organisationen im Zuge des Aufbruchs in China, durch die Begegnung mit Studenten aus Lateinamerika. Armut als Folge politischer und wirtschaftlicher Strukturen. Theologie der Befreiung kommt auf. Paulo Freires 'Pädagogik der Unterdrückten' erscheint und wird verschlungen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die marxistische Gesellschaftsanalyse doch ein geeignetes Instrument sein könnte, um Zusammenhänge zu erfassen und zu erklären, nimmt zu. Das kann doch nicht alles verkehrt sein, was die Marxisten sagen.

Durchstoß
Der nach Deutschland zurückgekehrte Pfarrer stößt sehr schnell auf Grenzen, wenn er wesentliche Erkenntnisse und Methoden aus der Pariser Zeit in eine deutsche Gemeinde übertragen will. Vor allem die Problematik Arm-Reich in ihren politischen und wirtschaftlichen Dimensionen läßt sich fast gar nicht artikulieren, ohne daß die Leute weglaufen. In diesem Zeitraum tauchen ein paar Priester auf, die aus Chile vertrieben waren und nun in Europa ihr dort begonnenes Experiment fortsetzen wollten. Wie können sich Christen in heutigen Befreiungsbewegungen integrieren? Das ist eine der Ausgangsfragen dieser Leute. Und wie können sie dabei zu einer neuen Art der Zusammenarbeit mit Marxisten und marxistischen Organisationen kommen, das ist eine der wichtigen Aufgaben, nachdem der theoretische Dialog zwischen Christen und Marxisten in die Sackgasse geraten ist. Der Pfarrer verläßt die Gemeinde, schließt sich diesen Leuten an und geht in die Fabrik. Dieser Ortswechsel ist entscheidend. Aus der Sicht des Arbeiters sieht die Welt anders aus. Die tagtäglich erlebte Ausbeutung in Groß- und in Kleinbetrieben (durch meine und meiner Kollegen Arbeit entstehen Werte, die sich andere als Beute aneignen), die Schulung in marxistischen Organisationen, eigenes Studium und Reflexion mit Laien, Ordensleuten und Priestern der Gruppe, die dieses Experiment bis heute in der BRD fortführen, lassen Karl Marx seine Weltanschauung, seine Gesellschaftsanalyse lebendig und in ihrer Aktualität zu einer großen Bereicherung werden. Dabei hat sich natürlich auch die Wertung sozialistischer Verwirklichung zum Positiven gewandelt. Wiederum kann es nicht um die komplette Darstellung dieser Lehren gehen. Lediglich drei wichtige Erkenntnisse sollen kurz dargestellt werden:

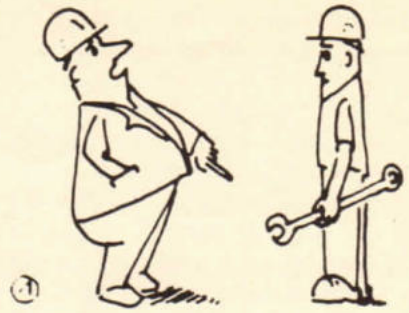
1. Klassenkampf ist Wirklichkeit und prägt im wesentlichen die politische, wirtschaftliche und ideologische Wirklichkeit der BRD und der kapitalistischen Welt.
Tag für Tag wird der Kampf geführt um Verbesserung der Arbeitsbedingungen, ständig der Versuch probiert, höhere Leistungen aus den Arbeitern heraus auszuholen; Sicherung des Arbeitsplatzes, Arbeitslosigkeit, Fabrikschließungen, Krise in der Stahlindustrie als Folge anarchistischer Produktion, Pleiten, Ausländerfeindlichkeit, Kampf um Arbeitszeitverkürzung. Letztlich läßt sich das alles auf den Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit, zwischen den Interessen der Produktionsmittelbesitzer und der Arbeiter zurückführen, so kompliziert die Problematik auch erscheinen mag.

2. Materialistische Weltanschauung ist eine wesentliche Bereicherung im Umgang mit der Wirklichkeit. Gerade für mich als Christen, geprägt von univers

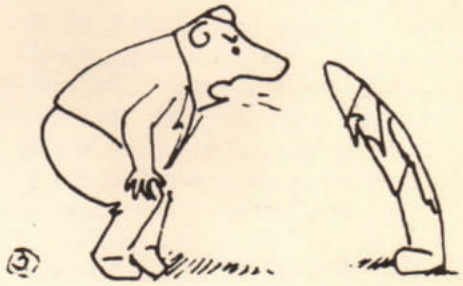
harmonistischem Weltmodell und Zukunftsperspektiven, ist es von großer Bedeutung, die Wirklichkeit gesellschaftlich und persönlich als widersprüchlich zu begreifen; die tatsächlichen Widersprüche, etwa zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Kapitalisten und Arbeitern anzuerkennen und nicht voreilig Einheit zu feiern, wenn die Widersprüche weiter bestehen. Ungerechtigkeiten zuzukleistern, sie nicht in ihren greifbaren Ursachen zu analysieren und die benennbaren Verursacher nicht anklagen zu wagen. Auch diese bei Christen und Leitern in der Kirche oft zu findende idealistische Grundhaltung hat mir die Begegnung mit Karl Marx und seinen Anhängern ausgetrieben, nicht gänzlich natürlich.

3. Hoffnung auf Veränderung dieser Welt ist mir in den letzten Jahren mehr von Marxisten als von Christen zugewachsen.
Ein spanischer CAJ-ler sagte bei einem Treffen in Brüssel zu einigen Kommunisten: "Ihr glaubt an den Menschen!" Natürlich gibt es in christlicher Literatur Zitate genug, die das Gleiche aussagen. Natürlich gibt es in der Geschichte des Christentums Zeugen genug, von denen man das Gleiche aussagen kann. Aber konkret habe ich aus Worten heute lebender Christen mehr Fatalistisches gehört "daran wird sich doch nichts ändern", - ausgenommen natürlich bei solchen Christen, gerade aus der Dritten Welt, die sich konkret in Befreiungsbewegungen engagieren und dort nicht selten marxistisches Gedankengut verarbeiten, marxistische Gesellschaftsanalyse benutzen um ihre Wirklichkeit von Unterdrückung zu begreifen.
Karl Marx spricht für mich die klarste Sprache. Damit kann ich mein Arbeiterdasein am besten begreifen und Ansatzpunkte für den Kampf um Veränderung finden. Der Weg bis hierhin ist lang, sauerländisch lang. Er ist sicher noch nicht zu Ende. Jemand hat gesagt: Ich bin bei Euch bis ans Ende der Welt.

Fritz Stahl, etwa 1985









Theologie und Arbeit

Chesterton hat einmal die Frage gestellt:"Was muß ich kennen, um Charles Latein beibringen zu können?". Auf die zu erwartende Antwort "Ich muß das Latein beherrschen!" sagt er: "Nein, ich muß Charles kennen!"
Ihr möchtet etwas über die Menschen wissen, über die Gruppe der Arbeiter, die in einem Großbetrieb ihre Arbeit tun. Und da ich schon seit 1975 bei Opel am Fließband stehe und im Akkord arbeite, traut ihr mir das zu.
Denn wer unten steht, sieht Dinge, die er sonst nicht sieht.
Es ist ein Unterschied, ob man diese Welt "von

draußen" (Bücher, Statistiken, Berichte oder "von drinnen" sieht, wo viele kleine Vorkommnisse , die nach nichts aussehen, auf einen einwirken. Solche Erfahrungen sind nicht ersetzbar. Wer sie nicht macht, dem bleibt nur die Möglichkeit, die der Synodenbeschluß "Kirche und Arbeiterschaft" anrät: "Wer nicht selbst Arbeiter ist, bedarf, um für die Lebensbedingungen der Arbeiter mehr Verständnis zu gewinnen, der Information, der Bildung und der Kontaktnahme. Nur so lassen sich falsche Einstellungen und Verhaltensweisen, die die christliche Brüderlichkeit verletzen, überwinden."

I. Arbeit und Theologie der Arbeit

Ein Montagmorgen. 6 Uhr. Fertigmontage bei Opel. Die Produktion beginnt. Krach, der von den vielen Transferstraßen und Transferbändern herrührt, dazu der Lärm aus der Reifenstraße und der vielen Preßluftschrauber. Rund alle 5O Sekunden ein Auto. Die Kollegen beginnen mit der Arbeit; es braucht keiner große Anweisungen zu geben. Jeder kennt die Handgriffe, die zu tun sind. Die meisten beginnen wortkarg; das frühe Aufstehen sitzt noch in den Gliedern. Ein Tag beginnt. 5OO bis 6OO Autos ziehen vorbei, immer die selben Handgriffe. Gern tut keiner der Kollegen die Arbeit, die täglich ungeheure Kraft und Willensanstrengung kostet; irgendwie begegnen alle dem monotonen Diktat der vorbeiziehenden Autos mit innerlichem Groll und Widerwillen. Man sehnt das Ende der Schicht herbei, das Ende der Woche. Um 6 Uhr denkt man: Wenn es doch schon mal 1O Uhr wäre! und um 1O Uhr: Wenn es doch schon mal 13 Uhr wäre!
Eines aber habe ich schon öfter beobachtet. Wenn ein neuer Kollege zugeteilt wird, dann sind die Kollegen anders. Nicht, daß sich am Ablauf etwas änderte, nur - ihre Handgriffe wirken irgendwie souveräner, fast seriös und gekonnt. Dem Neuen begegnet man spontan kollegial, schulterklopfend und jovial - bis er zum ersten Mal "reingelegt" wird und sich die Kollegen daran weiden, wie er, noch nervös und die Handgriffe noch gar nicht beherrschend, vom Band abgetrieben wird und nicht mitkommt. Und spätestens jetzt sind die Kollegen wie verwandelt: Nun zeigen sie dem Neuen, was sie können. Mit unheimlicher Sicherheit und Schnelligkeit machen sie den Arbeitsgang noch einmal vor und verdeutlichen, daß einem bis zum nächsten Auto sogar noch Zeit bleibt; sie haben den besonderen Kniff, den "bestimmten Dreh" heraus, dieses "bestimmte Etwas", damit die Arbeit leichter von der Hand geht. Warum schildere ich das so ausführlich? Ich empfinde das Ganze als die verzweifelte Anstrengung und Bemühung, zu verdeutlichen, daß man ein guter Arbeiter ist, der in seiner Arbeit etwas kann, ja der eigentlich noch viel mehr könnte. Es ist der verzweifelte Versuch nach Selbstverwirklichung und Selbstzufriedenheit.
Der Mensch möchte sich in der Arbeit verwirklichen und Subjekt der Arbeit sein - und kann es doch nicht. Auch ich erlebe die Fließband- und Akkordarbeit als unheimlich belastend, als etwas, was bis an die Grenzen meiner physischen und psychischen Belastbarkeit geht. Natürlich habe ich - in einer solchen Situation steckend - nach Hilfe Ausschau gehalten. Und es gibt ja eine Menge Literatur zum Thema "Theologie der Arbeit".
1. Da wird gesagt: Der Mensch ist Mitarbeiter an der Schöpfung. An dieser Schöpfung soll und muß noch weitergearbeitet werden.
Und ich erlebe, wie ich immer nur dieselben Handgriffe machen muß; ich soll und darf gar nicht groß dabei denken, nur meine paar Handgriffe machen im vorgeschriebenen Takt, acht Stunden lang. Hier wirkt sich noch ganz stark der Taylorismus aus, dessen Entdecker einmal gesagt hat: "Sie sollen gar nicht denken, dafür werden andere bezahlt. Alle Denkarbeit muß aus dem Betrieb herausgenommen und in der Planungsabteilung konzentriert werden. Die Zeit, die vergeht, in der ein Mann nachdenkt, ist verlorene Zeit." Der Mensch ist in einem solchen System nur Objekt betrieblicher Planung, ein disponibler Produktions- und Kostenfaktor, der unwichtig ist gegenüber der technischen Apparatur und Produktivität.
Das Gefühl, Mitarbeiter an der Schöpfung zu sein, kommt bei mir nicht auf. Solche Arbeit verneint eher die Bestimmung des Menschen, bestreitet ihm seine Gottebenbildlichkeit, die darin besteht, daß er am unablässig weitergehenden Prozeß der Schöpfung teilnehmen darf.

2. Da wird in der Theologie der Arbeit weiter gesagt: Die Arbeit dient der Selbstverwirklichung der Menschen, in und an der Arbeit kann er sich entfalten.
Und ich erlebe, wie ich eine Nummer bin, jederzeit austauschbar; ich soll meine Arbeit tun. Ich werde als Person eigentlich gar nicht gebraucht. Ich bin ein Stück Menschenmaterial.
Arbeiter drücken das so aus:"An meinem Arbeitsplatz könnte man auch einen dressierten Affen hinstellen." Oder ein anderer, der Zettel in die Wagen klebt, sagt mir. "Wenn ich gefragt werde, was ich bei Opel mache, dann sage ich immer: "Ich bin für die Motoreinstelldaten verantwortlich." Das hört sich besser an als: Ich klebe Zettel in die Wagen."
Nach jeder Schicht hört man den Satz: "So, jetzt haben wir unsere Freiheit wieder, jetzt können wir wieder Mensch sein!"
Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit existieren allenfalls vor, aber nicht hinter dem Fabriktor. Die realen Arbeitsbedingungen machen Freiheit in Planung und Gestaltung, Rhythmus und Ablauf unmöglich. Gleichheit wird in der Arbeitswelt hierarchisiert. In der Entlohnung z.B. werden die größten Ungleichheiten systematisch gefördert (auseinanderdividieren Ungelernte, Angelernte, Gastarbeiter, Facharbeiter; kein Kollektivbewußtsein).
Wer auf seinem Arbeitsplatz beliebig austauschbar ist, wer nichts machen kann und sich so ohnmächtig in Zwängen erlebt, ohne mitbestimmen zu können, findet der Arbeitsplatz auch kein Ort, an dem er sich länger als nötig aufhält. Er lebt dort "wie in der

Fremde", als "entfremdet".
Die zunehmende Arbeitsteilung gliedert einen Arbeitsprozeß in immer kleinere Arbeitsvorgänge, die immer spezifischere Bereiche psychologischer und physischer Leistungsfähigkeit immer intensiver belasten. Zugleich vermindern sich Überblick, Durchsicht und Sinnbezug. Im Selbstwertgefühl des Menschen entsteht eine kaum ausfüllbare Leere. Die Monotonie ist eine wirkliche Belastung: geistige und körperliche Anlagen werden nur unzureichend oder gar nicht in Anspruch genommen und - das Erlebnis vollbrachter Leistung bleibt aus. Ja, ein recht widersprüchliches Symptom stellt sich bei dieser Arbeit ein: Eintönigkeit und Hetze; die Zeit vergeht nur ganz langsam und bedeutet doch ständige Hast (einzelne Operation, tausendstel Sekunden MtM: 8 Grundbewegungen, 2 Blickfunktionen, 9 Körper-, Bein-, und Fußbewegungen).
Solche Arbeit befähigt den Arbeiter nicht, seine Begabungen zu gebrauchen und sie dabei zu vervollkommnen. Er kann seine Fähigkeiten nicht nutzen und weiterentwickeln. Er wächst nicht an seiner Arbeit und durch seine Arbeit.
Bedeutet Arbeit aber nur freudloses, leeres, phantasieloses Funktionieren um des Geldes willen, dann zerstört sie etwas im Menschen. Und das ist eine unheimliche Härte der Unterprivilegierung eines Arbeiters, daß er eine Arbeit tun muß, die für ihn keinen Sinn hergibt, die keine Möglichkeit bietet, sich selbst auszudrücken, in der "ich" gar nicht vorkomme, in der "ich" jederzeit ersetzbar und austauschbar bin. Alles in allem wir die Arbeit erduldet oder gar "erlitten" (Passivität).

3. Weiter sagt die Theologie der Arbeit: Jede Arbeit ist Arbeit mit anderen und für andere. Ich arbeite für andere, wie andere für mich arbeiten. Die Arbeit ist der Ort, wo
Bezogenheit, Wechselseitigkeit und gegenseitige Abhängigkeit sichtbar werden sollen. In guter Arbeit tauchen wir ein in den Strom wechselseitigen Lernens und Lehrens, wir tragen unser Werkstück, unser Produkt bei und empfangen die Beiträge anderer, wir werden gebraucht und brauchen die anderen. Gute Arbeit macht den sozialen Bezug unseres Lebens sichtbar und bereichert ihn. Ein Ziel der guten Arbeit ist es, unser Selbst von der angebotenen Ichhaftigkeit zu befreien durch den Dienst am Nächsten und in Zusammenarbeit mit anderen.
Und ich erlebe, wie ich diesen Gedanken bei der Arbeit kaum präsent habe. Er istd mir keine Hilfe. Jeder Arbeiter ist froh, wenn er wieder ein Auto hinter sich lassen kann - wie, das ist ihm egal,. Hauptsache, es kommen keine Reklamationen.
Weil die Arbeit eine solche Last ist, möchte man sie in der Freizeit am liebsten vergessen. Aber selbst das gelingt nicht. Was die Kollegen am Fließband aushalten läßt, ist, daß sie für ihre Familien sorgen wollen und daß sie ohne Arbeit vom Konsum, von vielen Annehmlichkeiten ausgeschlossen wären; was sie aushalten läßt, ist das Geld. Ein Arbeitskollege sagte einmal: "Mit Geld wird uns unsere beschissene Lage erträglich gemacht." Diese Aussage trifft den Nagel auf den Kopf. Die Armut des Arbeiters ist, daß er als Mensch in diesem System nicht zählt.

II Gesichtspunkte und Folgerungen

Ich habe im ersten Teil die Erfahrungen von Fließbandarbeitern mit der Theologie der Arbeit konfrontiert. Ich möchte nun einige Folgerungen ziehen, die sich aus dem bisher Gesagten ergeben. Sie werden zeigen, daß das eigentliche Problem weniger in der Entfremdung der Arbeiter von der Kirche liegt; das genaue Gegenteil ist der Fall: die Entfremdung der Kirche von den Arbeitern. Kirche kennt den Arbeiter weithin nur aus seiner Wohn- und freizeit und kommt so leicht zu Fehlinterpretationen und falschen gesellschaftlichen Schlüssen (etwa nivellierte Mittelstandsgesellschaft, teilweise Integration).

1. Wenn wir dem Arbeiter mit unserer Theologie der Arbeit kommen, wird er uns nicht verstehen können. Sie klingt für ihn unverständlich. Hier trifft genau das zu, was Chesterton sagt: Wir reden am Menschen vorbei, der unsere Worte als überflüssigen Luxus ansehen muß.
Marx hat einmal gegen die Philosophie seiner Zeit gesagt: Ganz im Gegensatz zur deutschen Philosophie, welche vom Himmel auf die Erde herabsteigt, wird hier von der Erde zum Himmel gestiegen. Das heißt, es wird nicht ausgegangen von dem gesagten, gedachten, eingebildeten, vorgestellten Menschen, um davon aus bei dem leibhaftigen Menschen anzukommen; es wird von dem wirklichen tätigen Menschen ausgegangen. Ich denke: das ist eine beherzigenswerte Mahnung auch an die Pastoral und Theologie.

2. Ih höre öfter die Bemerkung: "Viele Arbeiter stürzen sich nach der Schicht in neue Arbeit. So schlimm und strapazierend kann ihr Job doch gar nicht sein, wenn sie noch solche Reserven haben." Rein äußerlich stimmt diese Beobachtung. Aber analysiert man dieses Phänomen, so steckt wohl folgendes dahinter: die Arbeiter erleben die "Arbeit nach der Arbeit" ganz anders als die Arbeit im Betrieb. Freizeit-Arbeit läßt Sinn erkennen, erfüllt mit Stolz, fordert den ganzen Menschen, verlangt Geschick, kostet Verantwortung und Entscheidung. Wie leicht für einen Außenstehenden, diese dauernde "Malocherei" zu verdammen!
Stattdessen sollten wir eher fragen, warum denn die Freizeit der Schicht- und Akkordarbeiter so gerne in "Arbeit" ausartet. Ich denke, die Freizeit-Arbeit ist für viele eine Notwendigkeit. Wem sich Wert und Würde, Reichtum und Glück der Arbeit in der Erwerbsarbeit verschließen, der wird diesem "Vitamin", diesem lebensnotwendigen Spurenelement, in seiner Freizeit nachjagen müssen, will er nicht innerlich verkümmern.

3. Ich finde heute oft folgende Argumentation: Wenn

der Mensch durch seine Arbeit am göttlichen Schöpfungswerk teilnehmen soll, wenn er durch seine Arbeit dem Mitmenschen dienen soll, wenn er durch seine Arbeit seine eigenen Kräfte und Fähigkeiten entfalten soll, dann ist der arbeitslose Mensch der, der all das nicht kann.
Diese Argumentation ist richtig. Und die Situation der Arbeitslosen können wir gar nicht genug im Blick haben. Doch ist mir diese Argumentation zu kurz; denn auch ein Fließbandarbeiter fühlt sich in seiner Arbeit nicht als Mitschöpfer und Diener seiner Mitmenschen; er kann sich nicht selbstverwirklichen. Schon den "Noch-Arbeit-habenden-Menschen" müssen wir sehen. Auch er kann - wie der Arbeitslose - nicht das verwirklichen, was die kirchliche Lehre über die Arbeit aussagt.
Selbst von Unternehmerseite wird diese Misere gesehen. Dort weiß man, was Arbeit dem Arbeiter antut. So heißt es in dem von Philipp B. Crosby 1986 erschienenen Buch "Qualität ist machbar": "Was den Mitarbeitern oft den Arbeitsplatz verleidet, ist das normale Betriebsklima. Die gedankenlose, irritierende, teilnahmslose, Art, mit der sie behandelt werden, ist die Wurzel des Übels. Sie kommen sich vor wie Marionetten, von unpersönlichen Funktionsabläufen manipuliert... Ich bin heute überzeugter denn je, daß Geld eine sehr wenig geeignete Form der Anerkennung ist. Es ist zu unpersönlich."
Der dies schreibt ist Unternehmensberater, und er verspricht den Unternehmern, daß er einen Qualitätsverbesserungsprozeß in Gang setzen kann, der "nichts kostet", daßm er Belegschaften auf Unternehmensziele hin orientieren kann (Konzepte der Sozialtechniken). Wenn man genauer hinschaut, sind die Gründe für die meisten "Humanisierungen" in der Arbeitswelt gar keine humanen Gründe; was diesen Motor, den Menschen ernster zu nehmen, in Gang gesetzt hat, sind eindeutig "Profit-Gründe".

4. Ich höre aus manchen Gesprächen oft den Unterton heraus: Durch die steigende Arbeitsproduktivität wird die Arbeit, wie wir sie bisher verstanden haben, in nicht allzu ferner Zukunft schon bald eine Nebenbeschäftigung sein. Wir werden schon bald dahin kommen, daß zur Deckung des gesamten Bedarfs an produzierten Konsumgütern ein Tag in der Woche mehr als ausreicht. Dann kommt es endlich dazu, daß Arbeit nichtmehr in jener Tätigkeit gesehen wird, durch die der Mensch sein Brot verdient. Jene verhängnisvolle Verquickung von Arbeit und Lohnarbeit löst sich auf. Jede ernsthafte und zielgerichtete menschliche Betätigung wird als Arbeit betrachtet. Das ist gut. Denn dann können wir auch in solchen Bereichen von Arbeit sprechen, in denen der Mensch die beglückende Erfüllung seines Lebens findet (z.B. das Spiel der Eltern mit den Kindern). Das Problem der Arbeit löst sich von selbst.
Wir dürfen und können uns darüber freuen, wenn der Begriff der Arbeit sich aus der einseitigen Besetzung und Verquickung mit der Lohnarbeit und aus den Fesseln eines auf das Erwerbsleben reduzierten Arbeitsbegriffes löst, denn das ist einfach eine Ideologie unserer Zeit: die Gleichsetzung von Arbeit mit bezahlter Arbeit, die Identifizierung von Arbeit und Lohnarbeit. Denn diese Ideologie hat zur Folge: wir denken nur an Geld, nicht an Schöpfung, wir denken an Bezahlung und finanziellen Ertrag, aber nicht an sinnvolles, bereicherndes und beglückendes Leben; wir können Arbeit nicht ohne den Arbeitsmarkt denken, auf dem die Ware Arbeit gehandelt wird; nur wofür bezahlt wird, ist etwas wert. Wenn diese Ideologie ins Wanken käme, das wäre gut. Denn es ist schlimm, wenn nur noch dasjenige Tun als wertvoll angesehen wird, das bezahlt wird. Wenn alle Formen menschlicher Zuwendung wie Betreuung, Güte, Freundlichkeit erst in bezahlte Dienstleistungen verwandelt werden müßten, das wäre das Ende einer humanen Welt. Solche Verhaltensweisen werden nicht erst dadurch wertvoll, daß sie käuflich sind; Käuflichkeit entwürdigt sie geradezu.
Doch selbst wenn der Mensch nur noch einen Tag in der Woche arbeiten müßte, um sein Brot zu verdienen - das wäre schon zuviel, wenn sich die Qualität der Arbeit nicht ändern würde, wenn der Arbeiter nicht als Mensch, sondern als Ware eingesetzt würde. Auch für diesen einen Tag dürften wir nicht jede Arbeit in Kauf nehmen, sondern auch da müssen wir fragen: Was tut die Arbeit dem Arbeiter an?
Vorläufig ist die Ein-Tage-Woche noch Zukunftsmusik. Die Auseinandersetzungen um die 35-Stunden-Woche haben gezeigt, wie weit wir noch davon entfernt sind. So schnell löst sich das Problem der Arbeit noch gar nicht. Wir können also nicht abwarten (Zahl der Arbeitslosen eher ein Druckmittel; Leiharbeitsfirmen).

5. Ich habe den Eindruck, daß das Privatleben heute oft ein ungeheures Gewicht bekommt. Das hat seinen Grund.
Je unpersönlicher und gefährlicher dem Menschen die Arbeitswelt erscheint, die keinen Sinn vermittelt, desto heftiger werden jene, die jener Spannung nicht standhalten, sich im Privatleben eine Entschädigung für diese Kälte verschaffen wollen. Deshalb verlassen sie, so rasch sie können, den Betrieb, in dem man nicht sie meint, sondern nur etdwas an ihnen, ihre Arbeitskraft, die sie verkaufen, um Geld zu bekommen, in dem sie die tödliche Erfahrung machen, ohnmächtig zu sein und nichts machen zu können, in dem andere ihnen ständig das Leben vorschreiben. Freundschaften, Ehen, Familien müssen nun ein Höchstmaß an Befriedigung bieten. So entsteht im Privatleben eine überhitzte Zwischenmenschlichkeit, eine Dampfkessel-Emotionalität. Es wird eine "Tyrannei der Intimität" gezüchtet. Denn wer die intime Zwischenmenschlichkeit überfrachtet, laugt sie aus. Der Rückzug in die Privatheit beschert sicherlich für manche unangenehme Erfahrung in der Arbeitswelt ein dickes Fell oder auch Entlastung. Der Preis ist allerdings hoch. "Die Menschlichkeit entweicht in die Machtlosigkeit, und in den Zentren der Macht schwindet die Menschlichkeit" (H.E.Richter)

Diese Flucht ins Privatleben, verbunden mit Resignation, Konformismus und dem Genuß der negativen Freiheit, entspringt der Überzeugung, daß die Gesellschaft zu kompliziert geworden sei, als daß der einzelne noch etwas ausrichten könne und daß jeder sehen müsse, wie er sich selbst so gut wie möglich durchschlägt. Aber damit wird der Weg in eine menschlichere Gesellchaft blockiert.
Das Privatleben kann einfach nicht dauerhaft Frustrationen ausgleichen. Irgendwann richten sich die überladenen Beziehungswünsche gegen ihre Träger. Die entscheidenden Probleme des menschlichen Daseins sind nicht simpel und durch Fluchtversuche zu lösen.
Ich denke, daß es wichtig für die Kirche ist, daß wir diesen Rückzug ins Private und seine Ursachen zu deuten wissen, daß wir sehen, wo viel Mißlingen der Zwischenmenschlichkeit herrührt. Vor allem sollten wir uns darum bemühen, daß wir als Kirche von dem Image wegkommen, daß wir in diese Privatsphäre nun auch noch reglementierend und kontrollierend reinreden wollen.

6. In der kirchlichen und theologischen Tradition wird der Familie eine starke Bedeutung zugemessen. Viele Konflikte zwischen Kirche, Staat und Gesellschaft (Elternrecht, Ehescheidung, $ 218) haben sich an der rechtlichen Sicherung der Familie entzündet. Die Familie gilt als gewichtig.
Dagegen ist die Bedeutung der Arbeitssituation ohne vergleichbar kirchliche Bewertung und kirchliches Engagement geblieben. Diese einseitige Überhöhung der Familie hat den Blick dafür verschlossen, wie stark die Familie abhängig ist und bleibt von der Organisation der Arbeit. Nichts kann eine Familie zuverlässiger zerstören als Nacht- und Schichtarbeit und sinnlose Arbeit, nichts untergräbt die Auorität des Vaters mehr als Arbeitslosigkeit (Über die Schichtarbeit wäre noch ein eigenes Kapitel anzufügen; sie macht allein von ihrem Rhythmus her den Arbeiter zu einer gesellschaftlichen Randfigur, gesellschaftlich "tot").

7. Vielleicht wird mancher denken: Wenn der Arbeiter in der Arbeitswelt schon nicht Mensch sein kann, dann möchte er es umso mehr in der Freizeit. Da haben wir als Kirche die große Chance.
Doch täuschen wir uns nicht: Es ist nicht zu erwarten, daß der einfache und ungelernte Arbeiter sein arbeitssames Leben als Gottes Liebesgeschichte mit ihm entdeckt und daß ihm dies einleuchtet, wenn wir es ihm erzählen.
Seine Alltagserfahrungen verschließen ihn schlicht für den Glauben. Es reicht daher nicht aus, wenn wir mit den Arbeitern zusammenkommen, ihnen von unserem Gott und unserer Hoffnung erzählen (dabei aber ihre konkrete Arbeitswelt ausklammern), ihnen geschützte und freie Zeiten eröffnen, damit ihr Leben zeitweise reicher werden kann. Das wäre - um einen Vergleich zu gebrauchen - als ob man Fische aus krankem Wasser herausnehmen, sie in einem pastoralen Laboratorium heilen und sie dann ins kranke Wasser zurückwerfen würde.
Das bedeutet, daß wir auch die lebensfeindlichen Strukturen der Arbeitswelt ins Auge fassen müssen: als das, was die Bibel "die von den Vätern ererbte sinnlose Lebensweise (1Petr.1,18)" nennt. Wer diese kollektiven Gegenströmungen übersieht, die den Glauben behindern und stören, wird sich oft vergeblich darum mühen, gegen diesen Strom zu schwimmen. Er meint voranzukommen und wird doch abgetrieben. Wer sich mit der Lebenssituation der Arbeiterschaft auseinandersetzt, wird erkennen, daß die Kluft zwischen Kirche und Arbeiterschaft nicht zu erklären ist als eine Summe individueller Probleme der Arbeiter mit der Kirche, sondern daß sie begründet ist in den Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter und ihrer Familien.
Wo Arbeit den Gesetzen des Tauschwerts und dem universalen Bedürfnis nach Geld untergeordnet ist, da bleiben auch die Freizeit und unsere zwischenmenschlichen Beziehungen davon nicht unberührt. Es ist wohl eine Täuschung, wenn man meint, Leute, die von morgens bis abends für den Tauschwert "Geld" arbeiten und die ihre eigene Arbeitsleistung, ihre Beziehungen zu den Kollegen und ihr Verhältnis zu den hergestellten Produkten nach den Regeln der Tauschgesellschaft behandeln, könnten in der Freizeit ihre unterdrückten Bedürfnisse auf unentfremdete und menschliche Weise erfüllen. Wenn von acht bis vier Uhr gilt: "Zeit ist Geld" - wie soll dann die Zeit nac h vier Uhr etwas anderes sein, eine wirklich freie Zeit?
Und vor allem, wie soll ein Arbeiter seinen Alltag und die Verkündigung auf einen Nenner bringen?
Wir verkünden: Der Mensch ist das von Gott geliebte Kind, das vom Vater alles geschenkt bekommt, Gnade, Leben, Geist...
Er erlebt: Nichts wird einem geschenkt, alles muß hart erarbeitet und verdient werden. Wir verkünden: Der Mensch ist Gottes Ebenbild, einmalig, unersetzbar. Zur Freiheit berufen, hat er den Auftrag, die Welt zu gestalten.
Er erlebt: Sein Menschsein reduziert sich auf die Arbeit, dort ist er ersetzbar, gegebenenfalls sogar durch eine Maschine. Irgendetwas zu gestalten ist ihm verwehrt.

8. In unserer Gesellschaft ist Arbeit zu einem Tauschwert geworden, der in Geld gemessen wird. Da aber Geld unsere wirklichen Bedürfnisse nicht stillen kann, wird unser Verlangen nach Geld grenzenlos. Da die eigentlichen Ziele verfehlt werden, bleiben wir ständig unbefriedigt und daher unzufrieden. Genau in diese Lücke stößt der Konsumismus. Mit dem Verlust eines inneren Bezuges zu einer als sinnvoll erfahrenen Arbeit hat sich die Befriedigung immer mehr aus der Welt der Produktion in die des Konsums verlagert.
Wessen tiefste Bedürfnisse - etwa nach Selbstverwirklichung, nach menschlicher Nähe und persönlicher Beziehung - in der Arbeit nicht erfüllt werden,

der sucht Ersatz und findet sie in dem Bedürfnis nach Waren.
Der Konsumismus ist eine Folge sinnloser Arbeit und tötet so wiederum den Wunsch und die Frage nach sinnerfüllter Arbeit. Die Freizeit wird so zum Ort der zweiten entfremdenden Ausbeutung, jetzt nicht mehr der Arbeitskraft, sondern der Kauf- und Konsumkapazität. Bewußt hält man das Anspruchsniveau immer über dem Versorgungsniveau.
Wir versuchen in der Kirche, in Verkündigung, Gewissensbildung, Erziehung an einer sittlichen Neuorientierung mitzuwirken. Wir reden vom "einfachen Leben", von "anders leben, damit andere überleben". Wir appellieren an den einzelnen, nicht alle Möglichkeiten im Komfort und im Konsum zu realisieren. Doch kämpfen wir hier gegen einen übermächtigen Strom an. Denn das kapitalistische _Denken, das Profit und wirtschaftliches Denken zum Götzen macht und das Menschen für diesen Götzen benutzt und "opfert", ist die eigentliche Ursache. Wir werden in der sittlichen Neuorientierung wohl kaum weiterkommen, wenn wir weiter das Einzelgewissen ansprechen und nicht auch das System und die Struktur attackieren. Es ist die Frage, wen es zu ändern gilt: den einzelnen Arbeiter oder die Arbeitsbedingungen, die zu solchem Konsum verführen.

9. Aus dem bisher Dargelegten dürfte eigentlich schon genügend deutlich geworden sein, daß nicht unser Reden von einem Gott der Liebe wichtig und entscheidend ist, sondern ob es uns gelingt, die Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes in für die Arbeiter spürbare Humanität umzusetzen.
Wenn ich die meisten Arbeiter einer pbilosophischen Richtung zuordnen sollte, würde ich sie als Anhänger einer neopositivistischen Philosophie ansehen. Sie erklären Sätze, Forderungen, Ansprüche, die sich nicht auf ein vorzeigbares "Dies-da" zurückführen lassen, für sinnlos. So fragt der Arbeiter nicht nach der Wahrheit an sich, sondern er geht von sich aus und fragt nach dem Lebenswert der Wahrheit, bzw. des Glaubens für sich und die Gesellschaft. Und hat der Arbeiter nicht recht mit seinem Pragmatismus und Positivismus? Denn christlicher Glaube verweist auf ein Dies-Da, auf die Gestalt Jesu Christi, und er stellt die Identität seines Objektes nicht durh Definitionen sicher, sondern durch einen Akt des Zeigens. Deshalb sind nicht die Erklärungen wichtig, wichtiger ist das Zeigen, was Glauben für das Leben bedeutet, wo er das Leben menschlicher und erträglicher machen hilft, wo er Lebenshilfe gibt. Christliche Wahrhheit ist eine Wahrheit, die auf Praxis geht und zielt, die auf den Weg ruft, die neues Leben schenkt und ermöglicht.
Wir können nicht daran vorbeigehen, daß die Arbeitswelt und ihre Organisation auch heute religionsfremd und glaubensfeindlich ist. Ausgenützt, "ausgebeutet", ja benützt zu werden, beliebig austauschbar, also in seiner Einmaligkeit verraten zu sein, das ist tödlich. Es ist der harte Gegensatz zu dem Wunsch nach einem Namen, nach Einmaligkeit, Individualität, Personalität. Wo die tiefen Wünsche eines Menschen umkommen, geht auch erhofftes Leben verloren, breitet sich vor dem Tod der Tod aus. Es ist tödlich, wenn eine Gesellschaft nicht mehr an den einmaligen und daher kostbaren Lebensgeschichten und der sie vorantreibenden Personen interessiert ist, sondern die Menschen in der Arbeit zur Arbeitskraft reduziert und in der Freizeit aus dem Menschen mit Bündel von steuerbaren Bedürfnissen macht.
Wir können und dürfen die Frage, was die Arbeit dem Arbeiter antut, nicht überschlagen und verdrängen. Wir müssen die Gesellschaft und Wirtschaft mitberücksichtigen, in welchen sich die Arbeit vollzieht. Von daher kommen wir um das prophetisch-anklagende und visionäre Moment gar nicht herum. Wo der Mensch so unter die Räder kommt, da gilt es das System zu hinterfragen. Prophetie gerät dann zur massiven Kritik einer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, in der das Kapital wichtiger ist als der Mensch; sie wird zu einer Prophetie gegen das Prinzip der Sachzwänge.
Johannes Paul II spricht in "Laborem exercens" deutlich vom "Irrtum des Ökonomismus", der die "menschliche Arbeit ausschließlich nach ihrer wirtschaftlichen Zielsetzung betrachte.." (er will kritische Prophetie sein). Ich denke, daß man nicht an dem Begriff der "Entfremdung" vorbeikommt, wenn man beschreiben will, was die Arbeit dem Arbeiter antut.
Was ich mir als Beitrag der Kirche wünsche? Daß wir deutlich sagen, daß unsere Form der Organisation der Arbeit ein Unrecht am arbeitenden Menschen ist, daß wir diese zu Unrecht hartnäckig festgehaltene Form sturmreif schießen, auch wenn es dann Sache der Arbeiter selbst und ihrer Gewerkschaften sein mag, die Bastionen zu stürmen und die Form zu ändern. Aber beides - das Sturmreif-Schießen und das Stürmen - sind wichtig, wenn sich etwas ändern soll, beide Anteile sind unentbehrlich. Und das wissen Arbeiter und Gewerkschaften sehr gut, was die öffentliche Meinung für Veränderungen und Erfolgschancen bedeutet.
Warum sollte es nicht so etwas wie eine "Ökumene von Kirche und Gewerkschaften" geben? Wir haben so vieles gemeinsam. Ich bin überzeugt, daß - um der Menschen willen - die Kirche die Gewerkschaften und die Gewerkschaften die Kirche brauchen. Denn beiden geht es doch um eine "humane" Gesellschaft und die ist eben doch auch daran zu erkennen, welche Aufmerksamkeit sie der konkrete Ausgestaltung der menschlichen Arbeit entgegenbringt, ob der Mensch und das Menschliche im Mittelpunkt der Produkition stehen. Beide - Kirche und Gewerkschaften - haben den Auftrag, für Strukturen und Verhältnisse zu sorgen, die den Menschen "leben" lassen. Beide müssen Protest erheben - namens und im Auftrag der Betroffenen - gegen all das, was den Menschen krank macht und zerbricht.
Sturmreif-Schießen kann man aber nicht, wenn man "Frieden um jeden Preis" halten will und Konflikte scheut und ein falsches Harmoniedenken das Feld beherrscht.

Und was ich für die Zukunft erhoffe: Daß wir einmal auf die jetzige Form der Organisation der Arbeit zurückblicken, wie wir heute verständnislos auf die Sklaverei zurückblicken, die uns als unmenschliches und sündhaftes System nicht mehr verständlich ist. Und daß wir einst sagen können: "Diese Unmenschlichkeit haben wir aus der Welt geschafft - unter tatkräftiger Mithilfe der Kirche. Sie hat mitgeholfen, ein solches System sturmreif zu schießen. Und das war ein entscheidender Beitrag auf dem Weg zu mehr Menschlichkeit. Sie hat Widerstand geleistet gegen das, was den Menschen angetan wurde, auch wenn sie noch keine fix und fertigen kompletten Alternativen zur Hand hatte und zunächst nur sagen konnte: "So darf es nicht weitergehen!" Sie hat Widerstand geleistet, auch wenn das eine undankbare Aufgabe war, weil es Vorwürfe hagelte! Wir hatten bisher immer den Eindruck, Kirche ist Teil des Systems, das äden Arbeiter trotz schöner Worte unbeachtet läßt. Wir vermuteten sie sogar auf der Gegenseite. Auf einmal könnten wir die wunderbare Entdeckung machen: "Es geht ihr um uns Menschen!"

Karl Möhring OFM, Herne, in "Tauwetter", September 92

Herausforderung durch Armut

Aus dem Berliner Bistumsblatt 1984

Wer zahlt schon gern Steuern? Der Aushilfspfarrer aus der Schweiz gehört zu diesen seltenen Menschen. Er zahlt sie gern mit der Begründung, daß sein Staat, die Schweiz, arm sei. Überall gebe es Defizite und der Schuldenberg wachse ständig - Ist er verrückt, so wie manche es ihm vorwerfen? Keinesfalls, nur konsequent. Sein Verhältnis zum Geld ist ein ganz anderes, als bei vielen Menschen.
Ein Schlüsselerlebnis hatte er als junger Priester während einer Predigt in einem Jugendgottesdienst. Dabei zerriß er einen Hundert-Franken-Schein in kleine Stücke, um seine Zuhörer zum Nachdenken über ihre Beziehung zum Geld anzuregen. Damit löste er einen Sturm der Empörung und Aggressionen aus. Dieses Erlebnis veranlaßte ihn, sich noch stärker mit dem Thema Reichtum und christlicher Armut zu beschäftigen. Seine Erkenntnisse drängten ihn, sein Leben zu ändern.
Für viele Leute unfaßbar ist es, daß er z.B. mehr als die Hälfte seines Gehaltes an die Gemeinde zurücküberweist. (In der Schweiz werden die Pfarrer von den Gemeinden bezahlt und nicht vom bischöflichen Ordinariat). Sosehr ihm dieses Verhalten Kritik und Unverständnis einbringt, sosehr erweckt er offenbar auch Vertrauen: Einer, der nicht nur von Armut redet, sondern sie auch konsequent vorlebt, ist glaubwürdig. Allein im letzten Jahr übergaben ihm reiche Schweizer rund 150 000 SF an Spenden. Sie wissen, daß er das Geld weitergibt, z.B. an geschiedene Mütter mit Kindern, die die Miete nicht mehr bezahlen können, Strafentlassene ohne einen Pfennig Geld oder Arbeitslose. - Er selbst verdient sich Geld als Taxifahrer. Nicht nur, weil er Geld zum Leben braucht, sondern auch weil er meint, daß 'Pfarrer' heute kein Hauptberuf mehr sein kann. Dazu müßten aber mehr Menschen an der Leitung der Gemeinde beteiligt werden. "Der Pfarrer sollte der Diener der Gemeinde sein und ist heute oft genug deren Manager."
Neben seiner Arbeit als Taxifahrer war der Schweizer bis jetzt, rund 20 Jahre lang, Kaplan in einer Gemeinde. Pfarrer wollte er ursprünglich nicht werden, bis auch Frauen und Verheiratete eine Gemeinde leiten dürften. Im Oktober dieses Jahres übernimmt er jetzt doch eine Pfarrei und teilt sich die Pfarrerstelle mit einem Laientheologen. Dieser ist verheiratet und hat Kinder. Damit ist ein weiteres Anliegen des Schweizer Priesters angeschnitten. Er ist Priester, um sich für die Benachteiligten einzusetzen, um Stimme für die Ohnmächtigen zu sein. Das sind, so stellt er fest, in der Kirche die Laientheologen und die Frauen. In seiner bisherigen Pfarrei arbeiteten Frauen als Kommunionhelferinnen, Lektorinnen, brachten die Krankenkommunion und predigten. Darüber hinaus aqber haben sie seiner Meinung nach, das natürliche Recht, an leitender Stelle Verantwortung zu übernehmen und Gemeinde mitzugestalten.
Will dieser Priester die Welt und die Kirche verändern, weil er weiß, wo es lang geht? Nein, das will er nicht. "Ich bin kein Missionar!" Er lebt lediglich so, wie er es für sich als richtig erkannt hat und vor seinem Gewissen verantworten kann. Allein dadurch aber ist er, ob er will oder nicht, eine Herausforderung für seine Mitmenschen.
Er ist einer, der am Menschen interessiert ist. An der katholischen Kirche Westeuropas beklagt er, daß sie sich wie eine Sekte benimmt. Kirche und Welt, das seien oft zwei verschiedene Sachen. Viele Christen verhielten sich so, als seien sie die Rechtgläubigen, während die vielen anderen, die Homosexuellen, die Geschiedenen, die, die die Pille nehmen, die Arbeitslosen, sozial Entwurzelten und Strafentlassenen, draußen bleiben müßten.
Für viele Christen habe die Eucharistie eine Alibi-Funktion, die ihnen erlaubt, sich vor dem Leben als Christ zu drücken. Zu den Alibis, die die Christen sich hier geschaffen haben, gehörten auch Mutter Teresa, "die für uns arm geworden ist", damit wir es nicht werden müssen; Dom Helder Camara, der für die Befreiung kämpft, so daß wir es nicht zu tun brauchen.

Die Kirche mache sich selbst zum Ghetto. Dem müsse der Pfarrer begegnen, indem er mitten in seinem Gemeindebezirk, unter seinen Gemeindemitgliedern

lebt, anstatt in einem Pfarrhaus, das Distanzen schafft. Ebenso müßte er, so der Schweizer Pfarrer, einem zivilen Beruf nachgehen, und das Arbeitsleben und dessen Nöte kennenlernen. Über die Kirche in Berlin wollte der Schweizer nichts sagen. Es grenze an Arroganz und Überheblichkeit, nach nur vier Wochen die Berliner Kirche und ihre spezielle Situation beurteilen zu wollen.

Die Zeit in der Fabrik war die beste Zeit

In einem Brief stellten wir Hannjörg Neundörfer, einem der ersten Arbeiterpriester in der BRD, folgende Fragen (Ostern 92):

1. Was hat Dich ursprünglich motiviert, von der Pfarrei weg auf Arbeit zu gehen?
2. Du bist ja, über Teilzeitpfarrer, dann hauptamtlicher Betriebsseelsorger, wieder in den hauptamtlichen Gemeindedienst zurückgekehrt. Was war für Dich - aus jetziger Sicht - die Zeit in der Fabrik?
3. Dein Büchlein 'Fabrikerfahrung' durchzieht eine stark kirchenkritische Note, z.B. S.72 "Die Kirche verkündet eine Gesellschaftlehre. Aber sie hat Jesus Christus verraten. Sie hat ihn zum Diener einer kleinbürgerlichen Religion gemacht." Würdest Du das heute auch noch so sagen?
4. S.8O schreibst Du "Wir sind alle Einzelkämpfer" Ist damit das Thema Glaubensgemeinschaft für Dich kein Thema (gewesen)?
5. Du beschreibst einen spontanen Streik: "Ein Funke von Auflehnung in der Resignation" und bemerkst die schlechte Information Deiner Kollegen. Manchmal denke ich, derart Funken verstärkten nur die Resignation:
Was sind für Dich heute die Gewerkschaften?
Wie gehst Du mit Resignation um?
Siehst Du irgendwo Funken, die nicht gleich wieder erlöschen, sondern vielleicht zum Flächenbrand werden?

Das sind die Antworten von Hannjörg:

1. Ich wurde nach sehr vielen Anfragen in meinem vierzigsten Lebensjahr von der Pfarrei freigestellt, und der Bischof erlaubte mir, in die Fabrik zu gehen. Aber schon bei meinem Eintritt ins Priesterseminar hatte ich als Berufsziel 'Arbeiterpriester'. Im Sommer 1949 war ich in Paris bei Abbe Holland. Aber damals war schon eine Einschränkung der Aufnahme. So habe ich einfach einmal Theologie studiert und immer wieder gefragt, wann endlich ich in die eigentliche Aufgabe gehen könnte.
Motivation hatte ich keine besondere: Als Junge habe ich schon hier und da in der Fabrik gearbeitet und ich fühlte mich zugehörig. Zugleich hatte ich eine missionarische Ausrichtung durch meinen Erzieher, Jugendseelsorger Jupp Schneider und durch die Leute der CAJ, bei denen ich damals verkehrte. Dies habe ich mir erhalten. Ich betrachtete als meinen 'Beruf' immer das Arbeiterleben. Als ich dann nach sieben Jahren Pfarrer-Arbeit in die Fabrik entlassen wurde, geschah das für ein Jahr zu Studienzwecken, wie das vom erbischöflichen Amt genannt wurde. Aber es war mir klar, daß das mit Studien wenig zu tun hatte. Ich blieb in dem Siemensbetrieb 'Trafo-Union' genau vier Jahre in derselben Werkstatt, danach hatte ich drei Monate Zeit zum Lernen und begann im Krankentransport. Nach einiger Zeit wechselte ich als Pflegehelfer in die chirurgische Männerabteilung des Krankenhauses. Nach fünf Jahren und ein paar Monaten kehrte ich zurück in den 'Dienst der Diözese', auf dringende Bitte des Seelsorgeamtsleiters.
Vier Jahre war ich ehrenamtlich Leiter einer Pfarrei, die damals kein anderer wollte. Es ist mir dort als ehrenamtlicher Pfarrer hervorragend gegangen. Die Gemeinde bekam einen gewissen Aufschwung, eine Kameradschaft entwickelte sich (wenn auch gewissen bürgerlich fühlenden dies mißfiel. Ein Teilbereich der Pfarrei war eine alte Werksiedlung, die schon nach dem ersten Weltkrieg besiedelt worden war. Die dritte Generation der hier wohnenden waren zum großen Teil Techniker mit einer entsprechenden konservativen Haltung. Doch gab es auch durchaus andere Leute, bis hin zu einer großen Obdachlosensiedlung. Zu den Leuten in den Baracken hatte die Pfarrei im Lauf der Zeit ein gutes Verhältnmis gewonnen).
Ich kehrte zurück, weil ich die Doppelbelastung auf die Dauer nicht mehr aushalten konnte. Aber es war der schwerste Entschluß meines Lebens. Ich habe damals so meinen Beruf aufgegeben, doch ich konnte nicht anders und ich habe mich dann für die Arbeit in der Kirche entschieden.
Ich wurde als Betriebsseelsorger eingesetzt. Das war nicht mein Wunsch, aber sie brauchten einen Mann. Und meine Fabrikerfahrung, die Einstellung und meine Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft, auch als Kirchen-Funktionsträger, half mir. Nach weiteren fünf Jahren übernahm ich die Stelle als Pfarrer in Röthenbach. Das ist praktisch ein Vorort von Nürnberg, mit einer Chemiefabrik (damals 12OO Arbeiter und Angestellte), einer Munitionsfabrik, einer Gießerei, einer Munitionskistenfabrik (Verpackungswerke) und 'Elektronik für Luft- und Landfahrzeuge', alles Diehl-Betriebe (damals etwa 5OOO Beschäftigte). In Röthenbach wohnten damals an die 2OOO Muslime, 16% der Bevölkerung. Ich habe eine gute Arbeit dort gemacht, zehn Jahre lang. Jetzt, auf die alten Tage, nach einer schweren Krankheit, bin ich als Pfarrer in meine Heimat gegangen, nach Kemmern, einem Arbeiterdorf mit voller katholischer Tradition mit 24OO Einwohnern, meist Arbeiter bei Bosch und Michelin (drei große Betriebe sind vier Kilometer von hier)

2. Die Zeit in der Fabrik war die beste Zeit. Ich war voll daheim, ebenso war es als Pflegehelfer unter den Patienten. Ich habe das vertieft, was ich sowieso wußte: Arbeit mit dem Material, Arbeit von Hand und mit den Menschen. Ich habe gelernt, wie wir abhängig voneinander sind. Ich war voll anerkannt von den Kollegen, trotz meiner Besonderheit (jeder wußte ja, daß ich auch Pfarrer bin). Ich war richtig am Platz. Das hat auch mein Leben im Viert

bestimmt, auch meine sozialen und Kirchengemeinde-Aktivitäten. Bis heute bin ich davon geformt.
In den letzten Jahren habe ich freilich die Verbindung zur Werkstatt dort verloren. Aber ich habe durchaus hier neue Verbindungen gefunden.

3. Ja, daß die Kirche Jesus verraten und zu einem Diener einer kleinbürgerlichen Religion gemacht hat, würde ich auch heute so sagen, wie damals. Ich würde das noch verschärfen. Welche Aufgabe hat die Kirche? Das Leben zu zeigen, die Menschen zusammenzuführen. Ihre Gemeinschaft ist schon Gott. Ihr guter Wille und ihre Kraft ist schon Gott.
Das weiß die Kirche nicht in ihrer Dogmatik und in ihrer Predigt. Sie predigt einen Gott, der woanders wohnt, einen Gott, der schon philosophisch garnicht möglich ist. Sie kann Gott und das Leben, das er ist, gar nicht sehen, weil sie sich neben dem Leben versammelt, auch weil sie eine Institution ist, reich, schwerfällig, hoffnungslos. Als solche ist sie ganz gut, tut auch gut, ist für viele Menschen ein Trost. Aber sie ist natürlich mächtig, arbeitet für die Menschen, statt mit ihnen zu leben, insofern ist sie außerhalb des Lebens.
Nun gut, ich habe hier meine Arbeit und meine Möglichkeit, menschlich zu leben. Das nehme ich schon mit. Und das beträchtliche Gehalt, dessen ich mich lang schämte, aber ich mußte es nehmen ('wegen des Computers', wie man mir sagte), kriege ich schon wieder unter die Leute.
In der Schule ging es mir schon ganz gut, aber ich betrachtete es doch als eine nicht richtige Situation, offiziell dort aufzutreten. Tatsächlich mache ich auch sicher Schaden genug dabei. Ich muß den Spott und die Gleichgültigkeit auch aushalten.
Über unsere Hierarchie sage ich weiter nichts.
Schließlich nehme ich ja auch selbst die missionarische Möglichkeit nicht an, die sich mir bietet, und arbeite mich in Kemmern auf.

4. Ich war jedenfalls ein Einzelkämpfer, und manche von uns Arbeiterpriestern auch. Glaubensgemeinschaft war lebenswichtig. Wäre ich sonst bereit gewesen, wieder in die Pfarrei zu gehen und dort zu helfen? Es war wirklich eine offene und nicht herkömmlich gläubige Gruppe, die mich nicht nur ausgenutzt, sondern auch getragen hat. Zum Teil haben wir uns die Leute erst getauft und unterrichtet (damals hatten wir die gute Verbindung zu den koreanischen Arbeitern in der MAN, die bei uns verkehrten, und auch zu den obdachlosen Leuten. Das ging.)

5. Gewerkschaften sind wie die Kirche notwendig, auf ihrem Gebiet. Sie sind durch ihre Funktionäre, abgesehen von etlichen Charismatikern, ebenso neben dem Leben. Sie arbeiten mit Aufopferung. Sie schießen daneben, die Leute laufen ihnen gelangweilt weg oder machen nicht mit. (Ich habe hier im Dorf schon blöde Situationen erlebt, sodaß ich manchmal glaube, als Pfarrer stehe ich ganz anders im Leben als selbst die Betriebsräte, von denen es etliche hier gibt. Die führen nicht, die greifen nicht ein, ihr Glaubensbekenntnis sagen sie für die Feuerwehr oder den Wanderverein.
Resignation weiß ich nicht. Ich sehe uns Menschen auf allen Fronten verlieren (z.B:. in der Nachbarschaft planen sie ein AKW, aber lügen und ziehen die Gemeindeverwaltung eine nach der anderen über den Tisch. Es scheint mir, daß die Leute bei Bosch und Michelin völlig vereinzelt sind. Sie schauen halt, daß sie mit ihren Magengeschwüren usw. bis zur Rente durchalten. Oft höre ich sowas). Und ich sehe auch, wie die Männer richtig und pfiffig urteilen und durchblicken. Aber es geht da wie in der Kirche auch: Das bleibt unter ihnen, sie sagen es nicht weiter.
Wie gehe ich mit der Resignation um? Wie es ist, so ist es. Und die unsägliche Dummheit, mit der unser Volk und alle anderen auch verführt und ausgeplündert wird, kann doch nicht verhindern, daß wir am Leben bleiben. Ich sehe keine Funken, die sich zu einem Flächenbrand ausweiten (das war einmal vor ein paar Jahren in der Friedensbewegung, und dann in der DDR, ein klein wenig in der CSFR, sonst ist kein Flächenbrand in Sicht. Das ist aber kein Vorwand für eine Resignation.
Ich bin befreundet mit dem Vorstand der DKP in Röthenbach. Der Mann ist so alt wie ich, unter Adenauers Zeiten war er drei Jahre eingesperrt, wegen KPD (sein Vater ist schon im KZ umgekommen wegen KPD). Er krebst immer bei zwei Prozent herum. Seine gute Organisation ist ihm zerbrochen bei der Wende. Unverdrossen arbeitet er für die Leute. (wir haben öfters zusammen was gemacht um den Leuten zu helfen, oder um was in die Öffentlichkeit zu bringen. Sein Leben lang war er ausgelacht worden. Aber er steht wie ein Fels. Manchmal jammert er, doch er arbeitet nach wie vor und hat doch weniger Aussicht auf Erfolg als je zuvor.

10 Jahre Arbeiterpriester

Bericht für ein internationales Treffen

1982 trafen sich die deutschsprachigen Arbeiterpriester zweimal, im Mai und im Oktober, in Mainz. Jetzt sind es bereits zehn Jahre, daß sie sich regelmäßig treffen. Anfangs waren es 6 - 7, jetzt sind es etwa 15.
Was sie im Laufe des Jahres 1982 am meisten beschäftigte, sind die Einzel- und Massenentlassungen, die Arbeitslosigkeit, die Rationalisierung, soziale Herabstufungen, Verarmung vieler Menschen, ja sogar Elend bei vielen. Einige Arbeiterpriester teilen dieses Schicksal.
Diese Situation bringt Individualismus mit sich: jeder sucht seinen Platz zu behalten. Kein Gleichgewicht der Kräfte. Fatalismus. Die Arbeitslosigkeit ist da, man kann nichts ändern. Es ist Krise. Die Menschen haben Angst, sind in ihrer Würde getroffen. Ein Klima der Repression macht eine Reaktion darauf schwierig. Die Arbeitsangebote sind häufig unseriös. Die Älteren, die Kranken müssen zuerst gehen.
Arbeiter machen Überstunden, um einen ausreichenden Lohn zu haben. Die Unternehmer suchen Profit, die Steigerung der Produktion, ohne neue Arbeitskräfte einzustellen. So verschlechtern sich die Arbeits-

bedingungen. Die Unternehmen zögern nicht, aus Profitgier in anderen Ländern zu investieren. Es ist schwierig. Der Rassismus wird stärker. Keine Solidarität mit den Ausländern.

Trotz alledem gibt es Massendemonstrationen, Streiks, Fabrikbesetzungen. Die Arbeiterpriester sind mit dabei. Allmählich erfolgt ein Bewußtseinswandel mit der Hoffnung auf Änderung. Für was kämpft man? Für eine andere Gesellschaft, für eine sozialistische Gesellschaft!
In den Kämpfen, in der Aktion zeigen sich schon viele Ansätze zu einer anderen Gesellschaft, . Aber es bleibt, wohl verstanden, noch viel Bewußtmachungsarbeit zu leisten: Die Krise, die Arbeitslosigkeit sind nicht von allein gekommen. Sie sind die Konsequenzen eines wirtschaftlichen und politischen Systems, des Kapitalismus.
Wir wollen nicht fortfahren, Unterstützte zu sein. Wir wollen verantwortlich werden und unser Leben selbst in die Hand nehmen. Wir wollen, daß man uns respektiert. Wir wollen ein Gleichgewicht der Kräfte schaffen und kämpfen, selbst wenn wir nur kleine Ergebnisse erzielen.
Es erscheint uns notwendig, daß die Arbeiter immer mehr mitmachen. Uns informieren. Wissen, wohin wir mit klaren Zielen gehen wollen. Die Erfahrungen des Kampfes teilen, eine Koordination suchen mit den Unternehmen derselben Industriebranche für eine größere kolllektive Effektivität.
Unser Kampf muß anderen dienen, auch anderen Ländern. Daher die besondere Bedeutung einer internationalen Solidarität auf gewerkschaftlichem und politischem Niveau.

Als Arbeiterpriester erleben wir die Entlassungen, die Arbeitslosigkeit wie die Arbeitskollegen und die Kollegen der Arbeiterklasse. Auch wir sind Kinder einer Gesellschaft, die vom kapitalistischen System imprägniert ist, uind wir reagieren oft wie die anderen. Die Tendenz, sich zu isolieren. Beschämt sagen: "letztlich hätte ich jedwede Arbeit angenommen um zu leben". Aber die Tatsache, arbeiten zu gehen, hat unsere Art, die Gesellschaft zu betrachten, verändert: die Interessen des Kapitals stehen denen der Arbeiter entgegen.
Wir suchen andere Informationsquellen als vorher. Unsere Reaktionen werden anders. Wir spüren es am eigenen Körper. Die Kirche, liiert mit dem System, unterstützt die Rechten. Das bringt uns dazu, Kontakt mit Leuten zu suchen, die das Evangelium zu leben verscuchen ohne Verbindung mit der Kirche, wie sie sich darstellt.
Im Zuge unserer Arbeiterpriestertreffen stellen wir fest, daß wir uns mehr mit den Menschen beschäftigen, mit denen wir leben, als mit uns selbst. Die Fragen des Glaubens, der Kirche stellen sich weniger an sich als verbunden mit Strukturproblemen. Früher gab es zwei Welten: die Kirche und das Leben. Heute ist es eine. Es ist notwendig, und denen zu öffnen, die die gleichen Dinge leben.

Als Christen und Arbeiterpriester sind wir verantwortlich für das Evangelium, für die Kirche. Wie leben wir diese Verantwortung? Was bededutet: Kirche im Sinne des Evangeliums und wo finde n wir Ansätze dazu?
Gibt es in der Kirche Platz für Neues? z.B. das Wort denen überlassen, die keine Macht haben. Warum gibt es nicht mehr Priester, die arbeiten gehen wollen? Wie kommt es, daß es keine Mittel mehr gibt, sich mit anderen Kollegen, Priestern, zu treffen?
Was wir leben, suchen und erfahren, können wir nicht für uns behalten. Wir müssen es mit anderen teilen, die bereit sind, die gleichen Schritte zu tun.
All dies und viele andere Fragen bleiben zu ergründen und zu vertiefen:
- Was ist Arbeit Welche Arbeit? Eine Arbeit, die einen Sinn hat?
- Wettbewerb, Konkurrenz... Warum? Wozu?
- Eine ander Alternative: anders produzieren, anders leben?
- Wo sind wir engagiert: Gewerkschaft, Partei, Gruppen?
- Mit wem sind wir solidarisch? Mit wem kämpfen wir?
- Für welchen Menschen, für welche Gesellschaft kämpfen wir?



Berlin, den 29.01.86

Liebe Freundinnen und Freunde von Michael!

Heute morgen kurz nach acht Uhr ist Michael in Berlin-Kladow friedlich gestorben. Ich möchte Euch - sicherlich im Namen vieler, die wir neben ihm leben durften und von ihm reich beschenkt wurden, einen Gruß des Dankes schicken. Mir persönlich hat er zum Beispiel vor 15 Jahren den Weg in die Welt gewiesen, in der wir in den letzten acht Jahren zusammen gearbeitet, diskutiert, an der wir uns gerieben und gefreut haben. Wir beide sind sehr verschieden; wir haben uns ergänzt und vieles habe ich sicherlich bis heute nicht verstanden. Oft habe ich staunend vor ihm gestanden; er hat mich - trotz meiner Eigenheiten - als Bruder angenommen. Michael ist vielen Menschen Bruder geworden, der zuhört, sie achtet, auch wenn er nicht gleich ihre Meinungen teilt; der Brükken schlägt, in der Hoffnung, daß sich Zellen des Verstehens, des Friedens, des Widerstandes gegen Unrecht und Ausbeutung bilden, in denen Wunden heilen können.

Schon in der Jugend hat er Kontakt gesucht zu jenen, von denen sich die anderen Oberschüler trennten, weil sie eine Lehre absolvierten. Er wollte etwas ändern: er wurde Schulsprecher, fuhr zu deutsch-französischen Begegnungen in Maria Laach, wollte Politik studieren; er ist einer der 68er Generation. Michael hat das Leben mit beiden Händen genommen: er liebte Musik, Tanz, Beziehungen. Die Freude darüber ist immer wieder neu aufgebrochen.

In seiner Krankheit, als er sein Leben nochmals neu annehmen mußte, ist aber auch die ihn treibende Liebe zum Jesuitenorden deutlich geworden, in den er 1968 - unerwartet für Familie und Freunde - eintrat. Dieser Weg führte ihn von Marxzell bei Karlsruhe weg nach Neuhausen, Nürnberg (Einführung und Prüfung des Lebens in einer religiösen Gemeinschaft), München, Innsbruck (Studien der Philosophie und Theologie), Ravensburg (Begleitung von Jugendlichen). 1977 wurde er in München zum Priester geweiht. Michael wolte mit seinem Leben helfen, an einer Gesellschaft zu bauen, die keinen ausschließt. Dies führte ihn nach Toulouse und Berlin (Transportarbeiter, Warenannehmer, Gießereiarbeiter). Der Jesuitenorden ist sein Rückhalt geworden. Michael war beliebt, auch wenn seine Meinungen abgelehnt wurden: er, der selbst einer Familie mit fünf Geschwistern entstammte, suchte Geschwisterlichkeit; auch eine geschwisterliche Kirche, die nicht in vielerlei Konfessionen gespalten ist; er suchte einfach den Menschen, ohne ihn vereinnahmen zu wollen. Immer mehr sah er auch Ungerechtigkeiten in der Welt. Doch wer wollte ihn hören? Sollten wir deutlicher sprechen oder behutsamer vorgehen? Da waren wir oft unterschiedlicher Meinung.

Michael hat sich aufgemacht, türkisch zu lernen und Kontakte zu knüpfen; dann hat er stärker mitgeholfen, eine Gruppe junger christlicher Arbeiter (CAJ) zu gründen - eine alte Liebe schon aus der Innsbrucker Zeit. Er kandidierte zum Betriebsrat, er hatte viele Kontakte in der Nachbarschaft. Zu Anfang unserer gut siebenjährigen Berliner Zeit wohnten wir beide alleine; dann stießen immer mehr Gefährten dazu, sodaß sich unsere Wohngemeinschaft nun auf zwei Wohnungen verteilte. Unser Glaube wurde herausgefordert von unserer Umwelt, aber wir wurden auch immer neu durch unsere Kollegen, Nachbarn und Freunde beschenkt.

Großen Rückhalt hatten wir bei der Arbeitermission in Frankreich gefunden, in deren Mitte wir ja beide eine Zeitlang gelebt haben. Der Kontakt war weiter lebendig. Ebenso zu der regelmäßigen Konferenz der Arbeiterpriester und -Schwestern. Diese Begegnungen haben uns immer neu Mut gemacht.

Im Oktober 84 bemerkte Michael, daß er nicht mehr schreiben konnte. Am Tage bevor der dann entdeckte Gehirntumor operiert wurde, kamen einige Freunde zu einem Gottesdienst zusammen; er wurde mit Krankenöl gesalbt; dort hat er uns gebeten, ihn auch als Behinderten wieder in unsere Runde aufzunehmen. Doch er konnte nach der Operation alle Glieder bewegen. Das war eine überwältigende Freude für ihn. Aber es war Krebs - in kürzester Frist wird der Tumor wieder gewachsen sein. Michael hat gekämpft, sein und oft auch unser Leben umgestellt, Naturheilverfahren angewendet. Und die Bemühungen hatten zunächst einmal Erfolg. Was soll uns seine Krankheit sagen, fragte er sich und uns. Im Juli wieder erste Beschwerden. Einen Brief an alle Freunde schrieb er daraufhin; wir haben noch Kopien davon. Aufs Neue hat er gerungen; er wurde bestrahlt, um Zeit zu gewinnen. In Gries - Franz Jalics sollte ihm bei den Meditationen helfen - wollte er dann nochmals den Durchbruch zu sich selbst wagen. Doch im Dezember ließen die Kräfte deutlich nach. 'Dein Reich komme', das war die Bitte, die ich Silvester ganz deutlich von ihm gehört habe. Michael hat sich im letzten Jahr auf den Tod vorbereitet und doch auch zäh mit ihm gekämpft. Am 9. Januar 86 haben wir Michael liegend nach Berlin zurückgeholt, wo er im Peter-Faber-Kolleg gute Pflege gefunden hat. Franz war die letzten Wochen bei ihm und noch viele andere haben ihm geholfen. Ihnen allen sei unser Dank gesagt.

In der letzten Woche wurde er schwächer und schwächer. Er konnte nicht mehr sprechen und gehen. Am 28. Januar trat Fieber auf; so mußte er den ersten Tag im Bett bleiben. Bis zum Schluß sind ihm große Schmerzen erspart geblieben.

Dankt mit uns für jeden Tag des Lebens von Michael und stützt einander, wie er es versucht hat: Ein Arbeiter der Aussaat, der die Ernte nicht mehr unter uns erlebt.

Christian

Zwischen den Stühlen

am sog. 'Tag der deutschen Einheit' 3.1O.91

Ich habe mein Leben verloren.
Die 4O Jahre! So voll von Kämpfen, Versuchen, Leiden - Reformation der Kirche! "Dasein für andere!" "Kirche der Armen!" Vom Pfarramt ins Arbeitsleben. Familie. Vier Kinder! 5 große Umzüge: Stationen.. Schließlich 1987: Scheidung, nach der Silberhochzeit. Was für ein reiches Leben hatte ich! Randvoll mit Arbeit, Lesen, Diskutieren, kleinen Freuden und Leiden - großen Freuden und Leiden. Alltag. Einmaliger. Mißerfolge, Enttäuschungen, Hoffnungen. Das soll alles nichts gewesen sein ? eigentlich kein "Leben"? Angeblich ja wie in einem großen KZ, in einer "Kommandowirtschaft", ohne freie Meinungsäußerung..
Meine Identität ist mir genommen worden.
Mit meinem Land. Mit den Menschen. Mit der Gesellschaft. Der Alternative zu diesem elenden Kapitalismus, dieser bürgerlichen Gesellschaft, die in Deutschland zwei Weltkriege verursacht hat! Ja, ich war für den Sozialismus! und ich bin es noch!! Das Böse siegt eben immer auf der Welt über das Gute! (Das Böse ist viel raffinierter, stärker, anziehender als das Gute: das ist irgendwie nicht attraktiv - 'gesunde Ernährung' - einfältig/doof, anstrengend! das will keiner !)
Mein Geld mußte ich umtauschen: fremde Währung (elitäre Scheine bis dahin!)! Und: Verlust der Hälfte des Ersparten!!
Meinen Reisepaß mußte ich umtauschen: "Bundesrepublik Deutschland" steht jetzt auf dem grünen Ding! Ich erkenne mich nicht in diesem Dokument.
Meinen Personalausweis DDR habe ich noch immer!
Den Führerschein mußte ich umtauschen.
Die Fahrzeugpapiere mußte ich 'umkennzeichnen' lassen.
Unsere Waren gibt es nicht mehr. Die dürfen nicht in die großen Hallen: unsere Milch, der schmackhafte Harzer Käse aus Quenstedt, unsere Wurst (diese herrliche Rotwurst!), unser Brot! Unsere Selters, Limo. Unser Bier gebt es wieder!! Die Kaufhäuser räumen: alles wird rausgeschmissen von unseren Textilien, Schuhen, Möbeln..
Die Briefe sind 1Omal teurer: statt 2O Pfennig (und davon wurden ja 1O weggenommen!) nun 1 DM!
Die Miete ist 6mal teurer ab vorgestern!
Die Zeitung ist teurer, die Rundfunk- und Fernsehgebühren erhöht.
Die Leute sind sauer: "Das haben wir nicht gewollt!" "So haben wir das nicht gewollt!" sagen wir x-mal am Tag!
Es gibt Arbeitslose! Ein Wort, das nur ein Wort war, unbekannt: 12% sind es schon! Hochqualifizierte Leute stehen dumm herum, Arbeiter arbeiten nicht - und die anderen machen Überstunden oder wissen nicht, wie sie die Arbeit schaffen sollen!
Leistung ist nun verlangt! Leistung über alles!
Natürlich wegen: dem GELD!! Das ist überhaupt der einzige, wahre, wirkliche Kern aller Dinge, dieses ganzen Unternehmens 'Wiedervereinigung'! Nur darum geht es! Gemerkt haben wir es (bis dahin manchmal geahnt) bei unserer ersten Fahrt in den Westen im Spätherbst 1989: GELD war das eigentliche, heimliche Thema aller Gedanken, Gespräche, Bemühungen der Besuchten (aller Klassen und Schichten!) Wir waren erschrocken! Das hat uns eigentlich nie bewegt: wir hatten nur wenig, aber genug. Und uns ging es ums LEBEN! ('Leben ist mehr als Geld!' heißt es deshalb in der Schrift)
Und: Wieder-Vereinigung - welcher Hohn! Der Druck des Kapitals auf Absatzmärkte, schöne, große, neue Märkte außerhalb der bisherigen, das war es! Die übervollen Lager warteten nur darauf, wie Schleusentore sich öffnen zu dürfen.. und so ergoß sich der alles mit sich reißende Strom, diese gewaltige Flut über uns und riß alles mit und nieder! Kolonialisierung ereignet sich: Kolonialherren sind angereist, inspizieren das Terrain und überschlagen Kosten und Gewinne. (Bei einer Mark möchten doch etwa 3-4 Mark herauskommen sagte ein Geschäftsmann so nebenbei in einem politischen Gespräch mit mir!) Wir: sind die Kaffern, die Kulis, die Schwarzen! Der Herr entscheidet, wen er braucht von der Ware Mensch, ohne großes Federlesen. Und wir bücken uns und sagen: Ja, Herr!
O, diese ohnmächtige Wut in mir! Ich kann die Terroristen erstmals verstehen: ich möchte etwas unternehmen gegen sie, es ihnen zeigen, etwas antun! diesen arroganten, eingefleischten, kalten und berechnenden Männern! (Frauen sind offenbar ausgemustert worden im Westen: es kommen n u r Männer! Und staunen Bauklötzer über unsere Bürgermeisterinnen im Kreis! unsere Amtsleiterinnen im Landratsamt..)
Und es ist aus mit dem 'Kollege ' zu jedem und allen! Ach, war das gemütlich - wo wir auch waren, wer immer es war: Sag mal, Kollege, wo ist denn... Jetzt haben wir wieder 'Damen und Herren'! Und natürlich alle mit Binder! und mit SIE!
Und da ist die Solidarität weg, die wir 4O Jahre lang lebten. Wo die Schwachen auch mit dabei waren.. wo wir Zeit füreinander hatten auf Arbeit, jeder jeden kannte...
Jetzt muß jeder an sich selber denken! Jeder muß nun sein Glück schmieden - auf Kosten der anderen, das ist o.k.! Und da wird schon schön der Munde gehalten! und da wird schön nach dem Munde geredet! und da gehen viele einfach ein, unbemerkt, unauffällig!
Und das soll ich feiern? Mir ist eher zum Heulen! Wenn ich das nur könnte! Mich irgenwo verstecken, vergraben, still vor mich hinweinen, ab und an der Körper geschüttelt.. Es ist so namenlos traurig! Und keine Hilfe in Sicht!
"Da müssen wir durch!" sagen wir tapfer jeden Tag. Und packen es doch nicht!!
wie denn?

Auswandern müßte ich! nur - wohin?
Mir ist so gut wie alles genommen worden: mein Land, meine Geschichte, mein Leben.
Da komme ich nicht drüber hinweg!

Dieter

Advent und Arbeit

Predigt von Urs Häner, Dezember 91

> *Aber du, Bethlehem-Efrata, so klein unter den Städten Judas, aus dir wird mir einer hervorgehen, der über Israel herrschen soll. Sein Ursprung liegt in ferner Vorzeit, in längst vergangenen Tagen. Darum gibt der Herr sie preis, bis die Gebärende einen Sohn geboren hat. Dann wird der Rest seiner Brüder heimkehren zu den Söhnen Israels. Er wird auftreten und ihr Hirt sein in der Kraft des Herrn, im hohen Namen Jahwes, seines Gottes. Sie werden in Sicherheit leben; denn nun reicht seine Macht bis an die Grenzen der Erde. Und er wird der Friede sein. Micha 5,1-4a*

Hinter jedem Feiertag stehen x Arbeitstage, und einen gewichtigen Teil unseres Lebens verbringen wir bei der Arbeit. Ich möchte daher der Frage nachgehen, was der Advent mit unserer täglichen Arbeit zu tun hat bzw. zu tun haben kann.
Sie haben sicher ganz unterschiedliche Situationen vor Augen, wenn Sie an Ihre Arbeit denken. Büro, Haushalt, Schule. Im öffentlichen Rampenlicht wie ein SBB-Kondukteur oder auch in stiller Abgeschiedenheit wie eine Hauskrankenpflegerin. - Doch lassen Sie mich jetzt einen Blick werfen in die Halle der Druckerei, in der i c h arbeite. Mein Kollege Franz steht da, er ist 58, wir arbeiten zusammen in der Packereiabteilung. Dutzende und Hunderte von Paketen gehen durch unsere Hände; einzelne Aufträge sind wöchentlich zu erledigen, andere kommen vielleicht einmal im Jahr. Wenn nun jemand dem Franz mal den Vorschlag macht, dieses oder jenes anders einzupakken als bisher, dann brummt er: "fa nüt nöis a...". - Und wenn wir zwischendurch ein wenig Zeit haben, dann rechnet er mir manchmal vor, wie lang er noch machen müsse und daß er am liebsten vorher schon aufhören würde, daß das aber nicht gehe wegen der AVH.
Die Beispiele ließen sich vermehren. Die Sprüche über den Freitag, den liebsten Arbeitstag, gehören dazu und auch der trügerische Traum vom großen Lottogewinn, der schlagartig aus der mühsamen Schufterei herausführt. - Unsere Arbeit ist vielerorts verkommen zu einem lästigen und leeren Broterwerb. Die Träume sind längst ausgewandert ins Reich der Freizeit und der Freiheit. 'Über den Wolken'.... jenseits jedenfalls von unseren konkreten Handlungsmöglichkeiten. Vergleichbares ließe sich übrigens sagen über Partnerschaften, die sich zwischen Treue und Trott verfestigt haben.
Die Botschaft von Advent will uns allen zurufen: Holt eure Träume zurück! Sucht nicht zu weit, da kommt noch etwas auf euch zu. Macht hoch die Tür, die Tor macht weit! Laßt frische Luft und neue Perspektiven herein. Unsere Arbeit darf ein schöpferisches Potential sein, unser Alltag kann bunt und voller Entdeckungen sein, unsere Beziehungen können neu aufblühen in Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit! Dann kann Weihnachten ganz Mensch-werden bedeuten.
Doch wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem vorhin gehörten Text aus dem Alten Testament zu. Da steht einer auf, ein Bauer wohl, Micha ist sein Name. Er weiß, daß er hart arbeiten muß für den Ertrag seines Ackers. Die Erde ist für seinesgleichen kein Schlaraffenland, und vielleicht hat er auch jenes Wort an Adam noch im Ohr: "im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen" (Gen 3,19). Womöglich hat er dennoch ein paar flotte Sprüche geklopft über die Arbeit und deren Mühsal, wenn er mit Kollegen bei einem Glas Wein oder Tee saß. Eigentlich stört es ihn gar nicht, wenn er abends rechtschaffen müde ist von seinem Tagewerk. Hingegen ärgert er sich gewaltig über jene mächtigen Herren in Juda, die die Zinsen in die Höhe treiben, sodaß er kaum Saatgut kaufen kann und bereits sein Haus verpfänden mußte. - Wenn Micha nur die Faust im Sack gemacht hätte, würden wir kaum von ihm in der Bibel lesen. Er aber hat sich aufgemacht und wurde ein kraftvoller Kritiker der Verhältnisse in seinem Land. Im Namen seines Gottes, der ihn Recht und Gerechtigkeit gelehrt hat, steht der Prophet auf und meldet seinen Protest an. Micha nennt die Dinge beim Namen: die Mächtigen monopolisieren das Land (Mi 2,2), drangsalieren die kleinen Leute (2,9) und sind bestechlich (3,11). Er leidet an der inneren Zerrissenheit seines Landes und warnt davor, sich an den benachbarten Großmächten zu orientieren. Micha stellt sich vor, wie es wäre, wenn die mächtige Stadt Jerusalem das kleine Kaff Bethlehem zum Maßstab nehmen würde: nicht Geld und Größe wären nun das Ziel, sondern der alltägliche Bedarf der kleinen Leute. Im Mittelpunkt stünden dann die elementaren Bedürfnisse, das hebräische Wort 'Bethlehem' bedeutet 'Haus des Brotes'. Aus dieser Mitte, sagt Micha, ersteht dem Volk Gottes ein neuer Anwalt, einer, der den neuen Maßstab garantiert, der Israel auf neue Weise regiert. Es ist klar, daß das den Herren gar nicht paßt. Auch der mächtige König Herodes wird erschrecken, wenn ihn die Schriftgelehrten genau auf diese Stelle verweisen, als ihn die Sterndeuter nach der Geburt Jesu fragen. Aus der Ohnmacht des

Kindes in Bethlehem entwickelt sich eine kraftvolle Alternative zu den uns bekannten Königen und Herren<.
Der Prophet meint dann, daß diese Vision gar nicht Unbekanntes sein müßte: "Sein Ursprung liegt in ferner Vorzeit" (5,1b). Der Maßstab von Gerechtigkeit und Frieden wurde der Schöpfung bereits in die Wiege gelegt. Nur der Mißbrauch der Freiheit setzte die ganze Zerrissenheit in der Welt frei. Auch entfremdete Arbeit ist also nicht Schicksal, sondern Folge des Tuns 'vergangener Tage'. In der Perspektive des kommenden Messias können wir durchaus eine schöpferische und befreite Arbeit für alle ins Auge fassen.
Natürlich weiß Micha um die Schwierigkeiten auf dem Weg der Befreiung. Er vergleicht den Prozeß mit einer Geburt: stets präsent ist ihm die mögliche Gefährdung des zerbrechlichen Lebens, aber er orientiert sich an der mütterlichen Kraft des Hervorbringens; er sieht und spürt die mühseligen Wehen und Geburtsschmerzen, aber er ahnt das grenzenlose Gefühl von glücklichen Eltern über das eben geborene Kind.
Ich hege den Wunsch, im täglichen Kampf um menschengerechte Arbeitsverhältnisse und um eine Gesellschaft ohne Ausbeutung ab und zu ein vergleichbares Gefühl des Gelingens empfinden zu können. Und ich hoffe, daß in der Kraft des Herrn viele Männer und Frauen aufstehen wie Micha, die Dinge beim Namen nennen und anderen Menschen Mut machen.

Ob es dann noch Kirchen gibt?

Unser Leben, individuell und als Gemeinschaft, begründet sich nicht aus sich selber. Es bleibt ein Rest, ein Geheimnis, eine radikale Transzendenz unseres Seins. Wir stoßen darauf bei der Frage nach dem Sinn. Warum sollte uns das Wohl des Gemeinwesens mehr am Herzen liegen als unser individueller Vorteil? Unsere individuellen Grenzen, unsere kollektiven Hoffnungen und Leiden, unsere Schuld und schließlich unser Tod stellen uns vor die Frage, was denn nun unser Leben ausmacht, uns - trotz allem - kämpfen läßt, lieben und lachen, tanzen und Feste feiern. Die Geschichte hat gezeigt, daß es nicht möglich ist, diese Fragen und ihre (religiösen) Antworten zu verdrängen zugunsten einer angeblich vernünftigen, wissenschaftlichen Klarheit. Dies ist der Grund, warum auch eine revolutionäre und nachrevolutionäre Gesellschaft Religion haben wird, ja neu entdecken und kultivieren wird. Es wird keine künstlich geschaffene Einheitsreligion sein; es wird Umbrüche geben in den Kirchen, den Religionen, dennoch werden auch die historischen Wurzeln in ihrer Pluralität weiterwirken und weiterwachsen. Dies soll am Beispiel der jüdisch-christlichen Religion dargestellt werden.
Zur Zeit der französischen Religion war die (katholische) Kirche Parteigängerin der Monarchie, der sie mit der Lehre vom Gottesgnadentum der absolutistischen Fürsten das ideologische Fundament lieferte. Noch im 19. Jahrhundert tat sie sich schwer mit einem demokratischen Staatsverständnis. Die Religionskritik eines Marx bezog sich auf die herrschaftsstabilisierende Rolle der Religion wie er sie erlebte. War sie nicht das Instrument der Herrschenden, die unterdrückten Massen ruhigzuhalten? Noch heute kann man in Belgien Fabrik- und Wohnanlagen besichtigen, wo der Unternehmer des ausgehenden letzten Jahrhunderts sowohl Wohnungs- wie Kirchenbau finanzierte um so schon im Ansatz einer ihn gefährdenden revolutionären Bereitschaft seiner Arbeiter den Boden zu entziehen. Die Linie setzt sich fort bis hin zum von vielen kirchlichen Kreisen engagiert vorgetragenen Appell zur Gewaltfreiheit, der sich fast ausschließlich an Demonstranten bis hin zu revolutionären Gruppen, also an den herrschaftskritischen Teil unserer Gesellschaft wendet, während die etablierte Gewalt des wirtschaftlichen, juristischen und politischen Systems bis hin zur Gewalt des Polizeiapparates höchstens ein leichtes Befremden auslöst.
Allerdings gibt es auch eine andere Geschichte (und nicht nur im jüdisch-christlichen. So wurden mittelalterliche Hindu-Heilige aus ihren Kasten ausgestoßen, weil sie eine universale, alle Grenzen sprengende Liebe Gottes predigten). Bleibendes Fundament der religiösen Identität Israels ist die revolutionäre Erhebung der ägyptischen Sklaven. Der Sabbat ist der Tag der Erinnerung an die Befreiung aus der Sklaverei Ägyptens. Der Gesetzgeber der Gebote wird vorgestellt als der Gott, 'der uns aus Ägypten befreite'. Es ist das Verdienst südamerikanischer Befreiungstheologie, diese Themen wieder herausgearbeitet zu haben.
Jesus selbst äußert sich auf den ersten Blick eher unpolitisch. Er ruft nicht zur Revolution auf, sondern zur Umkehr. Er weicht einer Provokation durch die Schriftgelehrten aus: 'Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist'. Immerhin führt dieses 'Gebt Gott, was Gottes ist' die Christen in einen Jahrhunderte währenden Kampf auf Leben und Tod mit dem römischen Reich, als sie sich weigern, dem Kaiser zu opfern. Die Christen waren im alten Römischen Reich Verfassungsfeinde. Als die Leute Jesus zum König machen wollten, haute er ab. Unter seinen Jüngern waren auch Zeloten, d.h. Mitglieder einer national-anarchistischen Bewegung. Wenn Jesus auch eigene Akzente setzte, so wird doch nirgends berichtet, daß die Zeloten hätten irgendwie abschwören müssen, sondern sie blieben offenbar Zeloten

auch als Jünger Jesu. Schließlich läßt sich der Einzug Jesu in Jerusalem, auf einem Esel reitend, von Kindern und kleinen Leuten umjubelt, sehr wohl als Parodie auf die militaristischen Herrscherparaden hoch zu Roß verstehen, eine Aktion, die jeder Spaß-Guerilla unserer Tage zur Ehre gereichte. Daß er dafür - offensichtlich sehenden Auges - Kopf und Kragen riskierte, entspricht wohl kaum leninschen Prinzipien für eine erfolgreiche Revolution. Aber ist die Infragestellung der Macht durch seine Art zu reden und sich zu verhalten nicht radikaler als die Lenins?

Im Zentrum seiner Predigt stand die Ankündigung der sich durchsetzenden Macht Gottes (basileiea). Dann wird es unter den Menschen nur noch dienende Macht geben. Der Erste wird in Wirklichkeit der Diener aller sein. Diese Botschaft wurde trotz aller vordergründig-politischen Verhaltenheit von den Herrschenden als Bedrohung empfunden und mit seiner Vernichtung beantwortet.

Ein besonderes Problem für uns Heutige besteht darin, daß die KIrche ihrerseits ein internes Machtsystem errichtet hat, das wesentlich sturer und rigider funktioniert als selbst die Staatsmacht und ihre Mitglieder in einem entwürdigenden Untertanengeist erzieht. Ein solches Machtsystem ist kaum vorstellbar in Koexistenz mit einer autonom organisierten Gesellschaft. Doch muß man von einer Unverträglichkeit autonomer Gesellschaft mit einer autoritär verfremdeten Kirche sprechen, nicht aber mit d e r Kirche schlechthin, sofern man Kirche als die Gemeinschaft derjenigen versteht, die kollektiv aus dem Geist Jesu zu leben versuchen - Geist, d.h. nicht sklavische Nachahmung irgendeines Idols, sondern Selbstbestimmung aus derselben - transzendenten - Mitte heraus. Aber heißt das nicht Loslösung aus den geschichtlichen Wurzeln? So hob bereits die französische Revolution die Göttin Vernunft als Sinnbild der Aufklärung und Ersatz einer heilgeschichtlich begründeten Gottesbeziehung auf die Altäre. Genügt es nicht, einfach von Selbstbestimmung und Autonomie der persönlichen Gewissen zu reden, ohne den 'Ballast' der jüdisch-christlichen Heilsgeschichte? Die Geschichte der Aufklärung scheint gezeigt zu haben, daß genau das nicht geht, sondern den Rückfall in platte Restauration geradezu provoziert. So brachte das Christentum der ersten Jahrhunderte sein gewiß gebrochenes Verhältnis zur Religion Israels auf die Formel: Im Neuen (Christlichen) wird das, was im Alten (Jüdischen) schon verborgen da war, offenkundig. Ein wie auch immer durchgehaltenes Traditionsbewußtsein steht wohl notgedrungen mit einem revolutionären gesellschaftlichen Umbruch in Spannung, die aber für beide Seiten, die 'große' Gesellschaft wie die Kirche, fruchtbar sein kann.

Versuchen wir, hier noch etwas genauer hinzuschauen. Wie sehr treibt eine Revolution hin zu einer autonom organisierten Gesellschaft die Kirche(n) in die Krise? Festzuhalten bleibt, daß der herrschende Kapitalismus die Kirchen bereits in die Krise gebracht hat. Noch machen die Geldströme der Kirchensteuer es möglich, einen riesigen Apparat aufrechtzuerhalten. Doch hinter der Fassade breitet sich eine geistige Öde aus, für die die seit 2O Jahren anhaltenden Kirchenaustritte und sinkenden Kirchenbesucherzahlen nur ein Indiz sind. Alle Wiederbelebungsversuche durch konservative Gruppen brachten da keine Wende, sondern nur ein retardierendes Moment. Ich wage die These, daß die in Aussicht genommene Revolution die Kirchen ohne Zweifel zutiefst treffen wird, in ihren materiellen Grundlagen der Kirchensteuer, viel mehr aber in ihren autoritären und patriarchalen Strukturen. Die Kirchen werden die Rolle nicht mehr spielen können als Arbeitgeber (derzeit der größte nicht-staatliche!), die Kirlchenleitungen werden nicht mehr in die Gemeinden hineinregieren können wie kürzlich mit der Kreuzberger Gemeinde St. Marien geschehen. Es wird keine Klerikerkaste mehr geben können, die einen exklusiven Führungsanspruch auftrechterhält, von dem Frauen wie Nicht-Akademiker prinzipiell ausgeschlossen sind. Es wird nicht mehr möglich sein, daß ein Teil der Kirche als 'Lehramt' sich zum alleinigen Wächter und Richter des Glaubens über alle anderen erhebt. Die erstarrten Rollen werden aufbrechen. Doch nicht Willkür und Chaos werden ausbrechen, sondern ein neues kollektives Suchen des Willens Gottes, das durchaus spezifische Rollen je einzelner zuläßt, ja gerade erst hervorbringt, die aber stets rückgebunden bleiben an die Gesamtheit der Gemeinde. Eine Kollektivität, die traditionsbewußt den 'Glauben bewahren' wird wie sie kreativ-geistbeseelt die Zeichen der Zeit erkennt und ihren Beitrag in der Gesamtgesellschaft leistet, wie sie auch prophetisch-kritisch in einem Spannungsverhältnis zur Gesamtgesellschaft bleiben wird. Sie wird sich nicht selbstvergessen anpassen noch pharisäisch-überheblich verweigern. Eine solcherart christliche Kollektivität wird zuerst einmal in kleinen Gruppen existieren, die etwa an die Basisgemeinden Südamerikas anknüpfen, auch wenn das säkularisierte Europa einen ganz anderen Ausgangspunkt darstellt als die ungebrochene Volksfrömmigkeit Südamerikas. Die bisher vorhandenen Ansätze in der BRD bleiben allerdings einem bürgerlichen Milieu verhaftet, sodaß man ehrlicherweise sagen muß, daß wir uns hier mehr oder weniger am Nullpunkt befinden. Eine offene Frage bleibt, wie solche christlichen Kollektive ihr Eigenleben und ihre Eigendynamik entfalten können ohne aus dem Gesamtverband der Kirche ausgeschlossen und in eine sektiererische Isolation getrieben zu werden.

Hans, Berlin 88

Teil 3

Von der Betroffenheit zum Engagement

osteranstoß
(während einer nachtschicht geschrieben)

der einzelgänge
sind genug
gegangen

übe
nicht auferstehen
bis mit allen

allen
gefallenen
auf erden

Arbeit im Rüstungsbetrieb

Nach Ablauf eines befristeten Arbeitsvertrages bei KHD (Klöckner-Humbold-Deutz) war ich den Winter 1985 über arbeitslos. So war ich froh, daß ich im März 1986 wieder Arbeit gefunden hatte, zwar war es auch wieder nur ein Zeitvertrag, aber immerhin. Die Schmidding-Werke sind ein alter Kölner Betrieb, über 100 Jahre alt und auch heute noch in Familienbesitz. Ihre Produktpalette umfaßt heute Kesselanlagen für die chemische Industrie und und Brauereien, Tablettenpressen für die chemische Industrie und Süßwarenindustrie, Ozonanlagen zur Wiederaufbereitung von Wasser und bis 1986 auch noch Bierfässer. Dies war dann aber auch der Produktionszweig, der bald danach geschlossen wurde. Die Konkurrenz hatte schneller automatisiert, konnte billiger produzieren und in größeren Mengen, sodaß der Markt bald gesättigt war. Es kam zu Entlassungen und auch ich war mir nicht sicher, ob ich meinen Arbeitsplatz im Lager behalten könnte.
Im Verlauf vom Winter 1987/88 kam es dann sogar zur Kurzarbeit für weite Teile des Betriebes.
Zu diesem Zeitpunkt wurde dann ein großer Auftrag am Horizont zum Lichtblick für viele, und zwar handelte es sich um den sogenannten 'Behälterbau', ein deutsch-dänisches Gemeinschaftsprojekt, wo ca. 7000 Seeminen herzustellen waren, mit einem Auftragsvolumen von insgesamt 1,52 Milliarden DM, wovon ca. 45 Millionen auf Schmidding entfallen bei einer Produktionsdauer von ca. 6 Jahren. Ende des Jahres stand dann fest, daß wir den Auftrag bekamen. Bis zuletzt hatte ich gehofft, daß es nicht passieren würde. Jetzt war es unausweichlich notwendig, sich mit dieser Thematik genauer auseinanderzusetzen. Eine Fülle von Fragen tauchten auf: Wo sind die Grenzen von Solidarität? Wo ist es notwendig, einen deutlichen Trennungsstrich zu ziehen, um seinem eigenen Gewissen treu zu bleiben? Wo ist eine Zeichenhandlung, die ja letztlich immer um seiner selbst willen geschieht, notwendig? ...
Einfach zu kündigen war für mich keine Lösung, dafür war zuviel schon im Verhältnis zu den Kolleginnen gewachsen. Außerdem glaube ich, daß zu diesem Zeitpunkt eine derartige Entscheidung bei den Kollegen auch nicht zu vermitteln gewesen wäre. Insofern ging es nicht darum, einen Alleingang zu machen, sondern um die Arbeit an solidarischen Einstellungen. Außerdem war mir klar, daß es ein viel komplexeres Thema war, was gesamtpolitische Fragestellungen betrifft, wirtschaftsethische Fragen (z.B.: was sind richtige Investitionen?), politisch-ethische (Was sind die richtigen Gesetze für eine friedens-, umwelt- und verteilungsintensive Produktion von Gütern?), Fragen nach Mitbestimmung, Arbeitsethik usw.
Auch in so einer konkreten Situation zeigt sich, daß es ein grundsätzliches Dilemma ist: Soll man eher die falschen Strukturen bekämpfen und dabei persönliche Kompromisse machen oder soll man eher seine Überzeugungen durchhalten und gegenüber den Strukturen resignieren.
Zu konkreten Entscheidungen zu kommen, ist da kein leichter Prozeß. Daß das Gewissen des Einzelnen in solche Situationen kommt, ist eine Frage der strukturellen Sünde: im Abschreckungssystem, im Wirtschaftssystem, in einem Menschenbild, das von der Arbeit her die faktische Würde definiert.
Ich entschloß mich, im Betrieb das Thema 'Rüstungsproduktion' erst einmal aus dem Tabubereich zu holen und innerbetrieblich öffentlich zu machen. Im November 1988 war dann eine Betriebsversammlung,



Der Deserteur

wo ich der Geschäftsleitung einige Fragen zu dem Auftrag stellte. Es verfehlte seine Wirkung nicht, zum ersten Mal wurde darüber offen geredet, Anfeindung, Unverständnis, aber auch Dankbarkeit von Kollegen war die Reaktion; Rechtfertigung und Nachfragen auch seitens der Geschäftsleitung.
Es wurde mir deutlich, daß es für fast alle ein Problem darstellt, mehr oder weniger belastend. Auch wurde mir in dieser Auseinandersetzung klar, daß dies ein Betrieb mit langer Tradition in der Rüstungsproduktion ist und daß auch bereits im zweiten Weltkrieg dies eine Waffenschmiede war.
Wie war es möglich, daß so ein Thema über Jahrzehnte tabuisiert wird?
Es interessierte mich auch, was von moraltheologischer Sicht dazu gedacht wurde. "Welche Antworten gibt es für die ArbeiterInnen und Angestellten, die ihren Lebensunterhalt in einer Produktion verdienen, die nicht mit Arbeit für das Leben übereinstimmt?"
Erschreckenderweise wurde in den Antworten der Moraltheologen klar, daß dies ein Thema ist, welches schlicht und einfach nicht behandelt wurde. Kirche läßt Menschen in ihrem Gewissenskonflikt allein.
Die Auseinandersetzung im Betrieb ging über zwei Jahre mit pro und contra, mal mehr mal weniger intensiv. Überraschend drängte man mich dann auch dazu, für den Betriebsrat zu kandidieren, in den ich dann auch mit hohem Stimmenanteil gewählt wurde. Im Betriebsrat selber wurde ich dann aus allen wichtigen Ausschüssen herausgehalten und nach meiner Einschätzung verwehrte man mir auch wichtige Informationen.
Die Situation änderte sich für mich dann noch einmal mit dem Beginn des Golfkrieges im Januar 1991. Sehr schnell wurde mir klar, daß dies der Zeitpunkt ist, wo ich gehen muß. Schlafstörungen und Herzbeschwerden waren die körperlichen Symptome, die den Gewissenskonflikt auch nach außen deutlich machten. Tagsüber bei der Arbeit die Minen vor Augen, gleichzeitig die Auswirkungen in den Medien zu sehen. Der Konsens, mit der die Produktion immer lief, daß die Minen nicht zum Einsatz kommen im Normalfall war hinfällig geworden. Schon bald wurden deutsche Rüstungsgüter an den Golf gebracht und die Entwicklung insgesamt war im Januar nicht abzusehen.
Darüberhinaus war ich auch sehr betroffen von der Pro-Kriegsstimmung im Betrieb. Meine Aktivitäten mit der Friedensbewegung waren nicht mehr zu vermitteln: Bahnhofsblockade, Straßenbesetzung abends, tagsüber Minenproduktion. Dazu die zaghaften Aufrufe der Gewerkschaft zum Widerstand. Aber selbst der Aufruf zu einem 5-minütigen Schweigen war nicht realisierbar.

Ich habe dann Ende Januar fristgerecht gekündigt und bin dann noch die letzten Tage im Betrieb geblieben, um meine Entscheidung auch zu vermitteln. Die Kündigung veränderte die Reaktionen noch einmal grundlegend. Der Schritt war noch einmal Anstoß zum Nachdenken mit einer anderen Qualität als die Gespräche vorher. Dadurch, daß ich Schwäche zeigte, daß ich die Spannung nicht mehr aushielt, konnten auch Kollegen Schwäche zeigen. Ängste und Fragen wurden zugelassen, die vorher zugedeckt waren, ihre Angst vor dem Krieg, Erinnerungen an den 2. Weltkrieg, an Bombennächte oder auch daß die Beteiligung an der Minenproduktion nur noch mit Beruhigungstabletten ging.
Durch die vielen Gespräche, auch mit Einzelnen der Geschäftsleitung, wurde ich bestätigt, daß dieser Schritt zu diesem Zeitpunkt auch vermittelbar war und Anfrage, abgesehen davon, daß er für mich unbedingt notwendig war. Eine Ausnahme war der Inhaber selber, der am 1.2.91 noch von den bis zu diesem Zeitpunkt harmlosen Scharmützeln am Golf sprach. Es macht mir deutlich, wer am Krieg verdienen kann und wer solche Kriege führen lassen kann.

Anm.: Ich habe den Bericht von einigen Kollegen lesen lassen. Sie konnten so etwas damit anfangen, ergänzten aber noch, daß die Kollegen aus verschiedensten Gründen Angst hatten, offen zu protestieren.

Georg Wolter, Köln 1991

heute haben wir panzerketten produziert

mein gott zum laufjungen
bin ich geworden von mördern
schuldig mit ihnen des mordes
tausende sterben an mir weil ich lebe
schreien und verbluten werden bald
gehetzte soldaten kinder frauen
weil ich bin wo ich bin
wir arbeiten für die sicherung des kapitals
und seines wachstums
was bedeutet:
wir arbeiten an der vernichtung
der menschen in armut
an der fortschreitenden besiegung
der besiegten
handlanger der todesplaner sind wir geworden
lebensfeinde unblutige menschenfresser

was soll ich bloß machen?
schon mit dem bezahlen der steuern
verlangt man von uns
die unterstützung des krieges
der planung des krieges
der perfektion der planung des krieges
die eines tages nichts bringen wird
als das was ihr ziel ist
krieg und vernichtung

was soll ich bloß machen?
verdamme uns nicht
wegen unserer blinden taten
unsre ganze schuld ist dir offenbar
so werde uns offenbar
der mut und der wille
und umkehr in allem zu dir
der du lieben bedeutest
leben schwesterlich brüderlich

was soll ich bloß machen?
ich weiß es noch nicht

Kirchenbesetzung - Kirchenbefreiung?

Am Nachmittag des 18 Januar, nach ihrem täglichen "Trommeln gegen den Krieg" auf dem Leopoldplatz, drang eine Gruppe junger Leute in die alte Nazarethkirche ein und erklärte sie als 'besetzt'! Besetzt, um sie zu gebrauchen als 'Aktions- und Informationstreff gegen den Krieg', als ein stadtteilbezogenes Zentrum der Anti-Kriegs-Bewegung.

Ein paar schnell herbeigerufene Mitglieder des Gemeindekirchenrates (u.a. die Superintendentin und einer der PfarrerInnen) beschlossen, erst einmal nichts zu unternehmen, sprich: erst einmal nicht polizeilich räumen zu lassen. Die BesetzerInnen sagten zu, Gottesdienst und Abend- bzw. Friedensgebete zu achten und sie auch rein räumlich gesehen zu ermöglichen.

Darauf begann in unserer Gemeinde eine siebenwöchige sehr 'gespaltene'Erfahrung: Auf der einen Seite, jenseits der Nazarethkirchstraße, im gelben Gemeindehaus das Ringen im GKR und unter der Mitarbeiterschaft, auf der anderen Seite, diesseits der Nazarethkirchstraße, im Kirchgebäude, das Leben und Arbeiten, Reden und Auseinandersetzen, das Feiern und Beten mit den BesetzerInnen. Die eher negativen Stimmen, Bedenken und Ablehnung sammelten sich im Gemeindehaus, kamen dort auch an per Brief und Telephon. Die eher positiven blieben dem Kirchengebäude n i c h t fern, suchten dort Kontakt, ließen sich ein auf eine Tasse Kaffee irgendwann über Tag, auf eine der vielen Veranstaltungen am Abend, auf die Gottesdienste und Gebete am Mittwoch und Sonntag.

Nur ganz wenige, Einzelne, wanderten über die Straße hinweg zwischen den beiden Gebäuden hin und her. Schärfer als je zuvor trat die Spaltung zutage, die wir - verdrängt oder fraglos - in der Gemeinde gelebt haben zwischen Mitarbeiterschaft und GKR einerseits, Gottesdienstgemeinde und vielen Gemeindegliedern andererseits. Die einen bei Sitzungen und im Gemeindehaus, die anderen in den Gottesdiensten und im Kirchengebäude. Es gelang auch (oder gerade?) in diesen 7 Wochen der Herausforderung nicht, den 'Abgrund' der Straße zu überbrücken, physisch, sprachlich oder geistlich einander zu begegnen.

Im Gemeindehaus hatte sich - durch die Besetzung - äußerlich nichts verändert, aber innen waren die Stimmen oft härter, die Gesichter verschlossener, blieben die gegensätzlichen Ansichten unversöhnlich. Es ging um Heiz- und Lichtkosten, um Sauberkeit, um das Gespenst der 'Gewalt' um das, was als 'Störung' von Gemeindebetrieb und Gotesdienst mehr vorgestellt als angesehen wurde.

Die Kirche hatte sich indes verändert: Außen Transparente, innen Plakate, Stellwände mit Nachrichten und Informationen zum Krieg mit all seinen verschiedenen Aspekten und Hintergründen, Büchertisch, Flugblätter, Schreibmaschine, Kopierer, Kaffeetassen, Aschenbecher, Matratzen. Und vor allem: Die Kirche war immer offen; die jeweils Dienst tuenden BesetzerInnen oder solche, die sie unterstützten, empfingen, wer immer kam, offen, fragend, interessiert, aber durchaus klar in ihrem Anliegen und ihrer politischen Haltung. Es gab Spannungen unter ihnen selbst und auch zu anderen hin (Besuchenden, Gemeindegliedern, Veranstaltungsteilnehmern), aber ich habe keine Situation erlebt, in der nicht das Gemeinsame spürbar geblieben wäre, sich nämlich an diesem Ort vom Schrecken des K r i e g e s treffen und fragen zu lassen, ein Stück weit wenigstens, und sei es nur durch das Betreten dieser 'besetzten' Kirche. "Es ist Krieg, nicht Alltag!"! stand auf einem der Transparente an der äußeren Seitenwand der Kirche (genau gegenüber dem Gemeindehaus), daran wollten die BesetzerInnen erinnern und wollten durchaus auch Menschen, Gemeinde (!), die sich nicht nur erinnern lassen, sondern auf ihre Weise und selbst dieser Erinnerung Ausdruck geben. Und das war es dann auch, was als Brücke wirkte zwischen Gemeindegliedern, vielen Gottesdienstteilnehmern und den BesetzerInnen, was er ermöglichte, die ganz unterschiedliche Weise der Betroffenheit und des Handelns gegenseitig zu respektieren, ja, als andere Seite der eigenen Haltung schätzen zu lernen:

Wenn wir zu den abendlichen Friedensgebeten einfach das Licht im Saal ausmachten, nur mit Kerzen saßen, Psalmen beteten und das Magnifikat, die gewohnten 15 Minuten Stille nicht abkürzten, dann spürten wir, daß die 'Anderen' dies sein ließen, ihm bejahend Raum gaben, mit Abstand zwar, aber doch auch ganz dankbar für sich selbst.

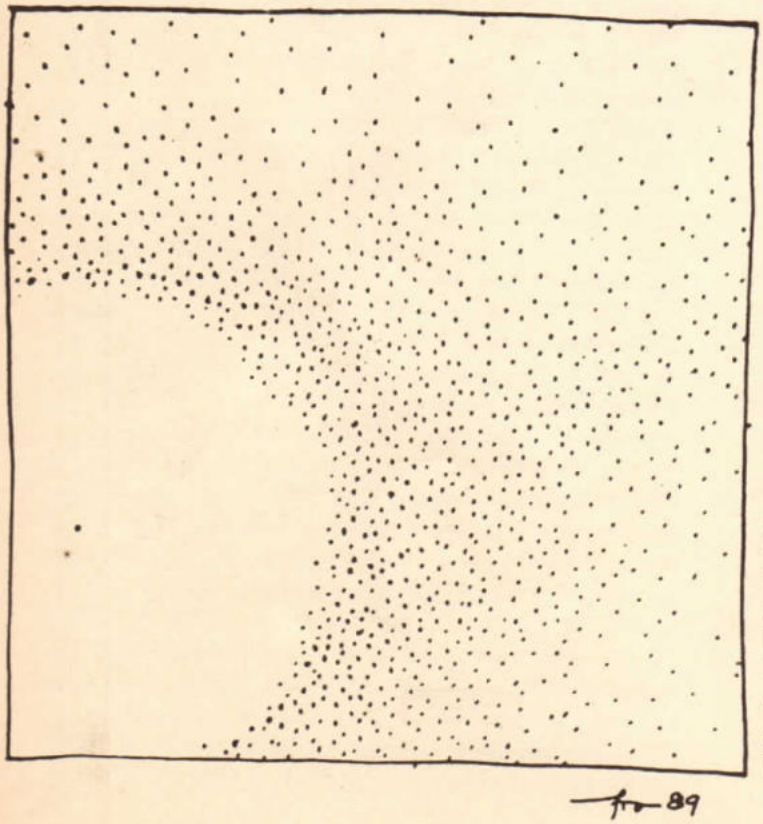
Wenn Gemeindeglieder früher zum Gottesdienst kamen, um mitzuhelfen beim Aufräumen und Richten von Raum und Altar und Blumen und Liedertafel, dann bekundeten sie damit (gerade als sonst eher passive Laien) den Gottesdienst als i h r e Sache und auch als ihre W e i s e inmitten dieser Welt des Krieges , Ermutigung und Ausrichtung zu finden, dann antworteten die BesetzerInnen darauf, indem sie für den sonntäglichen Gemeindekaffee nach dem Gottesdienst Sorge trugen.

Als die Grenzen der Kräfte sichtbar wurden, die Spannungen in der Gruppe groß wurden oder auch einfach immer wieder 'gestrandete' Menschen in der besetzten Kirche landeten, war Zuhören, Seel- oder besser Menschensorge und Weiterhelfen gefragt, wie es doch eigentlich täglich Brot sein sollte in der Kirche, in unserer Gemeinde.

Es gab viele Augenblicke, in denen ich mich gefragt habe, ob ich denn wirklich in einer besetzten Kirche bin oder nicht vielleicht in einer befreiten Kirche, ganz gewiß jedoch in einer überraschend und deutlich in die Befreiung gerufenen Kirche, in die Freiheit

der ganz menschlichen Gestalt von Engagement zu Zuwendung, von Offenheit und Begegnung.
"Wie frei muß man werden, um menschlich zu sein?" fragt Eugen Drewermann in einer Predigt zu Joh.4, der Geschichte von der Frau am Brunnen und ihrer Begegnung mit Jesus, und meint damit die Freiheit, Grenzen zu überschreiten, Tabus zu brechen. Es sind die Grenzen der Nationalität, von Religiosität und Frauenverachtung, die Jesus in dieser Geschichte überschreitet und dadurch erst Raum schafft, daß er als Christus erfahren und bekannt werden kann.
Könnte es sein, daß 7 Wochen Kirchenbesetzung uns in Nazareth die Augen ein wenig mehr dafür geöffnet haben, wie sehr wir als Kirche besetzt sind, besetzt von Grenzziehungen, von vorgefaßten Bildern, von Abwehr und Angst; so sehr besetzt, daß wir unsere Kirchengebäude verschließen, daß Heizkosten wichtiger werden als Kriegskosten, daß Sitzungen abgehalten und Begegnungen verweigert werden?
Ich will damit nicht sagen, daß die Kirchenbesetzung nie hätte aufhören dürfen oder in einem fort von neuem stattfinden müßte. Aber ich möchte gerne den Anruf hören, das Zeichen sehen, das in dem uns Zugefallenen liegt. Seltsam, daß da die Besetzung eines Kirchengebäudes Zeichen werden kann gegen besetzte Kirche, Ruf werden kann, entsetzt zu sein über unser Besetztsein und Anfrage, sich ent-setzen zu lassen und frei zu werden zur Begegnung, zum Mitleben mit ganz Fremden, zum fraglosen Verschenken von Raum, Zeit, Gebet und eigener Hoffnung, zu ganz unerwarteter Gemeindeerfahrung.

Isolde Böhm, Juni 91



fr 89

Betriebsratsarbeit in einer Gebäudereinigungsfirma

Ein Kampftag der Arbeiterklasse wie der 1. Mai ist unverzichtbar und wertvoll zum Demonstrieren, Erinnern und, nicht zuletzt, zum Ausruhen, aber die entscheidenden Dinge passieren im betrieblichen Alltag.
Mein Alltag als freigestellte Betriebsratsvorsitzende in einer großen Gebäudereinigungsfirma ist so vielgestaltig wie die Gesichter meiner 1700 Kolleginnen und Kollegen aus aller Herren/Frauen Länder. In dieser Branche zu arbeiten, bedeutet, in einer Stadt wie Frankfurt von 11,20 DM Tariflohn nicht existieren zu können, Zwang zu Überstunden und Sonntagsarbeit, steigende Leistungsanforderungen, einseitige körperliche Belastung, geringe Achtung der Tätigkeit in der öffentlichen Meinung, schlechter Gesundheitsschutz, 80% geringfügig Beschäftigte, überwiegend Frauen.
Meine Kolleginnen und Kollegen arbeiten im Raum Frankfurt in ca. 200 Objekten, alleine nachts mit einem Schlüssel oder in Gruppen von bis zu 50 Leuten. Gereinigt wird rund um die Uhr, kaum bemerkt, fast unsichtbar.
Unter diesen Bedingungen ist es sehr kompliziert, z.B. die gesetzlich vorgeschriebenen Betriebsversammlungen durchzuführen, ganz zu schweigen von den bis zu acht verschiedenen Sprachen, die in einer solchen Versammlung gesprochen werden. Die Fluktuation ist so groß, daß ich oft schon bei der nächsten Teilversammlung niemanden mehr kenne und von vorne anfange. Selbst bei den Betriebsratsmitgliedern ist die Beachtung der Betriebsratsarbeit noch nicht richtig erkannt. Wir kämpfen oft mit beschlußunfähigen Sitzungen, weil die Kolleginnen und Kollegen sich mehr mit ihrer Reinigungsarbeit identifizieren können als mit der langwierigen Umsetzung ihrer Rechte.
Umso ermutigender ist es, wenn jemand nach zwei Jahren plötzlich anfängt sich zu engagieren. Überhaupt gibt es sehr ausgeprägte Höhen und Tiefen: Eine gute Sprechstunde am Telefon, Zusammenarbeit mit Betriebsräten anderer Firmen, erfolgreiche Maßnahme zum Gesundheitsschutz, Berichtigung von unkorrekter Entlohnung, aber auch immer wieder der Frust über die Grenzen der eigenen Zeit und Kraft.
Als Christin und Gewerkschafterin habe ich die Hoffnung, daß das Reich Gottes wirklich aus den kleinen Senfkörnern entsteht, im Schlaf wächst, nachdem wir vorher alles getan haben, was wir dazu tun können.
Ich träume dabei von einer Kirche, der die Wirklichkeit in den Betrieben nicht fremd ist, die teilnimmt an den Auseinandersetzungen und uns unterstützt, die sachkundige Forderungen stellt und Partei ergreift.
Ute Schäfer, im 'Wolkenkratzer' Frankfurt, April 91

Proteste auf dem 70. Deutschen Fürsorgetag

Daß das Geld, das weltweit in die Rüstung geht, woanders fehlt, leuchtet jedem ein. Daß die Rüstung, mit der die Reichen ihren Reichtum schützen, den Armen abgenommen wird, kann man sich fast ausrechnen. Daß die Leute, denen das Geld deswegen fehlt, sich wehren, ist alles andere als selbstverständlich. Unsere Aktion vor und im ICC (Internationales Congreß Centrum, Berlin) war ein Versuch dazu.

Natürlich durften wir von unserem Recht auf Demonstrationsfreiheit Gebrauch machen - allerdings vor dem ICC und jenseits der Anfahrt, die auf jeden Fall freizuhalten war. Da fuhr zwar überhaupt niemand vor, ging auch nicht, weil die Zufahrt abgesperrt war; die geladenen Besucher des ICC kamen direkt von der Autobahn in die Tiefgarage angerauscht - aber trotzdem, Anfahrt bleibt Anfahrt und Anordnung bleibt Anordnung.

Da wir keine Lust hatten, unter uns zu bleiben, drängten wir ins ICC. Einzeln konnten wir zur eigenen Überraschung ungehindert aus- und eingehen. Da war aber noch unser Glanzstück, eine leibhaftige Rakete aus Holz und Tapetenpapier. Die Brandschützerin des ICC befand, im Auftrag des unsichtbaren Chefs, versteht sich, daß das nicht gehe. Es sei sowieso schon so viel Brennbares im ICC, wenn jetzt noch diese Rakete dazukäme, nein, das gehe beim besten Willen nicht. Leider habe ich vergessen zu fragen, ob die Dame sich ebenso energisch gegen die Einführung der echten Raketen in unserem Lande wehre, die doch wohl eher in der Lage sind, das ICC zu einem unförmigen Klumpen einzuschmelzen als daß unsere Papierrakete einige Rußflecken im blitzenden Foyer hinterlassen könnte. Die Auseinandersetzung zog sich hin, immer mehr Leute stießen dazu, es sprach sich auch im Innern herum. Da tauchte, einem rettenden Engel gleich, eine Sympathisantin mit einem feuerhemmenden Spray auf. Wir besprühten die Rakete. Es gehe trotzdem nicht, hieß es nun, weil dieses Einsprühen von einer fachkundigen Spezialfirma vorgenommen werden müsse. Die Volksseele kochte. Schließlich einigten wir uns auf eine Feuerprobe. Wenn die Rakete in Flammen aufgehe, tja, dann war sie's eben, wenn nicht, dann könnten wir einziehen. Ich kam mir vor wie bei einem mittelalterlichen Gottesurteil. Nun, Gott war ganz klar auf unserer Seite und da waren wir auch schon drin.

Wir bauten uns bei den Informationsständen im Foyer auf. Der Kriegsgott thronte auf einer dreckigen Leiter und ließ auf seine Verehrer aus Politik und Wirtschaft Tausend-Mark-Scheine wie warmen Regen herabrieseln. Ihm gegenüber hockten in Müllsäcken am Boden die Vertreter all derer, für die nach Meinung der Maßgebenden jeder Groschen zu schade ist, die Sozialhilfeempfänger, Behinderten, Arbeitslosen, Alten usw.usw. Damit sie ruhig blieben, erhielten sie mal einen Fußtritt, mal ein Bonbon. Sie blieben's aber nicht, sondern ganz im Gegenteil, sie zogen in den Speisesaal. Wir hatten Hunger. Wir legten die Tausend-Mark-Scheine aus der Rüstung auf den Thekentisch. Aber dieses Geld war für uns wohl nicht vorgesehen. Schließlich ergatterten wir einen fast leeren Korb mit trockenen Brötchen. Wir teilten sie uns. Über Megaphon machten wir den Speisenden deutlich, daß sich hier wiederholt, was die Politik im Großen treibt. Es kann sein, daß einigen der Appetit verging. Schließlich boten sich zwei Sozialarbeiterinnen an, sich für uns bei der Tagungsleitung zu verwenden. Wir aber zogen wieder ab. Wir wollten uns nicht mit einem Teller Linsensuppe abspeisen lassen.

Hans, aus der 'Arbeitslosenzeitung' Januar 84

Seit Jahren arbeitet Hans Thuer bei der 'Alido' mit (Arbeitsloseninitiative Dortmund). Hier ein paar Ausschnitte aus ihrem Wirkungsfeld:

Warum Arbeitslose im Arbeitskreis Beschäftigte-Erwerbslose in Bochum mitmachen! (Flugblatt März 91)

Seit über zwei Jahren arbeiten wir als Erwerblose in dem Arbeitskreis von Arbeitslosen und Beschäftigten in Bochum mit. Es sind überwiegend Beschäftigte, Betriebsräte sowie Vertrauensleute bei Opel. Themen des Arbeitskreises sind Mehrarbeit in den Betrieben, wogegen einige Aktionen gemeinsam durchgeführt wurden, Nachtschicht sowie Sonderschichten und Auslagerung von Arbeitsplätzen, Gespräch mit der IG Metall sowie mit dem Betriebsrat über Mehrarbeit und Sonderschichten sowie Arbeitsplätze. Wichtig für uns Erwerbslose ist der gegenseitige Erfahrungsaustausch: Was läuft im Betrieb, wie sieht die Lage der Erwerbslosen aus. Die einen wissen leider zu wenig von den Erwerbslosen, wir zu wenig von den Beschäftigten. Deswegen ist es wichtig, daß dieser Arbeitskreis weiterläuft; er ist einmalig bei uns. Erfahrungen konnten wir bei einem gemeinsamen Seminar von Beschäftigten und Erwerbslosen sammeln, insbesondere, welche Vorurteile beidseitig vorhanden sind.

Durch das Hinzukommen der Menschen aus der ehemaligen DDR hat sich die industrielle Reservearmee weiter vergrößert. Verdeckt bleibt zudem in den Statistiken, wieviele Vollzeitarbeitsuchende heute beschäftigt sind in Tätigkeiten, die unter der Sozialversicherungspflichtgrenze liegen. Aber diese Realität verdeckt eine andere, über die viel weniger berichtet wird, nämlich über die zunehmende Intensivierung der Arbeit in den Betrieben und allen anderen Bereichen. Überstunden haben zugenommen, der Druck auf die Beschäftigten wird immer größer. Befristete Arbeitsverträge, Krankenverfolgungen, Kündigungen wegen nichtiger Vorwände dienen dazu, die Produktivität zu steigern. Es gehört heute schon einiger Mut dazu, rigoros Überstunden und Samstagsarbeit abzulehnen. Schnell ist man auf der Schwarzen Liste. Dennoch ist zum Beispiel der Krankenstand in den Betrieben weiter relativ hoch, weil einfach die Belastung mit Wochenendarbeit und Überstunden die Leute auch krank macht.
Mit weniger Leuten mehr produzieren anstatt mit mehr Leuten kürzere Zeit in der Fabrik zuzubringen. Neueinstellungen werden verhindert durch die Festsetzung von Überstunden.
Angesichts dieser Situation muß das gewerkschaftliche Denken heute betriebliche und auch branchenmäßige Grenzen überschreiten und mit politischen Mitteln versuchen, dieser zunehmenden Freiheit des Kapitals gesetzliche Schranken zu schaffen wie zum Beispiel das gesetzliche Verbot von Überstunden, die Rücknahme des Beschäftigungsförderungsgesetzes oder das Verbot der Leiharbeit. Nur mit einer solchen gewerkschaftspolitischen Orientierung kann verhindert werden, daß die einzelnen Teile der Arbeitnehmerschaft auch hier in der BRD gegeneinander ausgespielt werden können.
Anschauliches Beispiel ist die neue Polsterfabrik von Johnson-Control. General Motors ist daran beteiligt. Sie haben sich an dieser Branche beteiligt, um von den niedrigeren Löhnen im Textilbereich zu profitieren. Gleichzeitig gibt es nur noch Einstellungen, die befristet werden. Überwiegend ausländische Kollegen, die zusätzlich mit Hilfe der Gesetzgebung unter Druck gesetzt werden können.
Neben dieser Orientierung auf politische Schutzrechte ist der Kampf um die Sozialversicherung heute existentiell für uns alle. Denn eine soziale Absicherung im Falle von Arbeitslosigkeit, von Krankheit oder auch im Rentenalter ist und bleibt das zentrale Ziel in einem kapitalistischen System, in dem die Arbeitskraft sich auf dem Markt verkaufen muß. In 13 Jahren SPD/FDP-Regierung ist es nicht gelungen, die Familienhaftung im Fall von Arbeitslosigkeit abzuschaffen. Angehörige werden im Falle von Arbeitslosenhilfe zur Finanzierung der Arbeitslosigkeit herangezogen. Genausowenig ist es gelungen, eine Grundsicherung zu erlangen, deren Höhe dem durchschnittlichen Lebensstandard entspricht und die für die gesamte Dauer gezahlt wird.
Mehr denn je stellt sich diese Frage auch für die Menschen in der alten DDR.
Kein Geld sei da, das war immer das Standardargument der Politiker. Aber dieses Argument wird sicher widerlegt durch die riesigen Summen, die zur Finanzierung der Kriegskasse für die Herrschaft am Golf bereitgestellt werden.
Nein, es geht darum, gerade über die Sozialversicherung Druck auszuüben, jede Lohnarbeit anzunehmen, bereit zu werden, sich unter schlechtesten Bedingungen zu verkaufen.
Alles das sind die Überlegungen, weshalb wir in diesem Arbeitskreis zusammenkommen, um dieses gewerkschaftliche Denken zu entwickeln und auch praktisch umzusetzen.

Ein weiteres Flublatt:

Wehret den Anfängen!

Die Arbeitsloseninitiative Alido veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Gruppe Oppositioneller Gewerkschafter in der IG Metall bei Opel Bochum am Mittwoch, den 9.10. von 9 Uhr bis 12 Uhr vor dem Gebäude der Zentralen Anlaufstelle für Asylbewerber eine Mahnwache.
Der Grund für uns als Arbeitslose und Beschäftigte ist es, Zeichen gegen Gewalt und Haß gegen unsere ausländischen MitbürgerInnen zu setzen.
Wir möchten mit dieser Aktion zeigen, daß diese Menschen die als Gäste zu uns kommen, weder Schuld an der Arbeitslosigkeit noch Wohnungsnot und anderen Problemen sind. Unsere Solidarität gilt diesen Menschen, die von einigen Politikern und einigen Parteien als Sündenböcke hingestellt werden.
Wir wenden uns gegen Gewalt und Hetze in der Öffentlichkeit gegen diesen Personenkreis, nur weil die Betroffenen das Recht auf Asyl, Artikel 16 im Grundgesetz, wahrnehmen. Wir haben den Eindruck, daß durch diese Kampagne von Arbeitslosigkeit und Armut abgelenkt werden soll. Wer diesem Treiben gegen die betroffenen ausländischen MiterbürgerInnen tatenlos zusieht, macht sich schuldig.



"Die Gesellschaft darf sich nicht länger ausbeuten lassen von denen..."

Oh wie sinnvoll - Ach das Leben

Die szenische Collage bringt die Besucher mit absurden, bizarren und kraftvollen Bildern in die Erfahrungswelt von Frauen und Männern, Langzeitarbeitslosen, Schwervermittelbaren, Jungen und Alten. Hier ein Ausschnitt:

Bild XI

Der 1. Wurm tritt auf, er hat eine eigenartige Stimme.
Wurm: Halllooo! Halllooo!
Die Gesellschaft erschrickt.
Brigitte: Der Wurm! Unser Kompostwurm!
1. Wurm: Ja genau.
Der Wurm krabbelt näher.
1. Wurm: Ihr habt mich gerufen!?
Es treten zwei weitere Würmer auf.
Die zwei anderen Würmer: Hey, du Angeber! Warte!
Die zwei anderen Würmer kommen näher.
Die zwei anderen Würmer: Ohne uns kannst du noch so viel dampfen
und mampfen..
1. Wurm: Ja, ja, ihr Umschüler!
Ihr habt montelang im Erdreich rumgegammelt,
eure Wurst vollgestopft und nix sinnvolles
kam dabei heraus.
Ich hab euch vor den Schnäbeln der Spatzen gerettet.
3. Weißer: Der nimmt kein Blatt vor den Mund.
Die zwei anderen Würmer: Blatt, Blatt, wo wo? Mmmmh - Hunger!
Brigitte: Streitet euch nicht.
1. Wurm: Entschuldigung. Ich will mich vorstellen.
Mein Name ist Manni und ich mache jeden Mist mit.
Als kleines Würmchen wollte ich noch Arzt werden.
Nach höherer Handelsschule und Fachoberschulreife
wollte ich ins Büro. - lachen -
Ich bin dann hier auf der Miete gelandet
und nun 1. Entsorger.
2. Wurm: Ich wollte immer schon draußen arbeiten. Es ist
Mein Drang zur Natur. Ich mach' ne Lehre als
Ver- und Entsorgerin. Vorher war ich 'n paar
Monate unterwegs, hab' mal 'n Tag als Köder gearbeitet, war
aber nur 'n Stunt, für 'n Film.
3. Wurm: Angeber!
Ich hab es im SB-Markt versucht, war aber nich
meine Sache, hab nix gekriegt. Auch bei 'ner
Wachhundestaffel wollten se mich nich haben.
Hab' dann noch inner Küche und inner Bar gearbeitet -
immer Ärger mit den Kammerjägern, dann
noch Kanalisation, Abfall und Kläranlage. Bin
überall geflogen und dann hier auf'm Mist gelandet.
1. Wurm: Das ist kein Mist!
3. Wurm: Sieht aber so aus.
Ich dachte ers, dat seien irgendwelche Altschlesier,
die hier wat aufmachen. Wegen Natur sauber machen
und so. Sacht mein Bruder noch so.
Ja, und jetzt machen wir hier sinnvollet Leben.
Is doch so, oder?
1. Wurm. Ja, danke, danke.
Und jetzt zeigen wir Ihnen das Innenleben eines Mist... eh
Komposthaufens! Bitte folgen!
Sie gehen hinaus. Die Weißen, Brigitte und Eduard schließen sich an.

Bild XII

Man sieht die drei Würmer hinter der Bühne in ihrer Garderobe. Sie schminken sich ab, ziehen sich um (hinter einer spanischen Wand) Der Raum ist eine stilisierte Garderobe, evtl. bei rötlichem Licht. In einer Schale liegen drei Äpfel.

2. Wurm: Es stinkt mir.
3. Wurm: Mir stinkt es schon lange.
1. Wurm: Wo stinkt's?
3. Wurm: Es dampft und modert.
Ich verstehe nicht.
2. Wurm: Was verstehst du nicht?
3. Wurm: Die Welt. Ich verstehe die Welt nicht mehr.
1. Wurm: Ah, hier stinkt's.
2. Wurm: Was gibt es da zu verstehen?
3. Wurm: Eben.
2. Wurm: Wir befinden uns mitten im Mist.
3. Wurm: Wir begeben uns in den Mist und richten uns darin ein.
1. Wurm: Das nennt man "das Beste aus der Situation machen".
2. Wurm: Ist das nicht durchaus wahrhaftig?
3. Wurm: Was?
2. Wurm: Unsere Situation.
1. Wurm: Das ist ein Gedanke!
3. Wurm: Das ist Mist, okay!? (das Terrarium)
1. Wurm: Okay... aber es ist reiner Mist, pur sozusagen,
aussortiert.
2. Wurm: Miefig.
3. Wurm: Wir sitzen mittendrin. Man hat uns da reingesetzt.
1. Wurm: Wir verändern den Mist, unser aller Mist.
3. Wurm: Und?
1. Wurm: Wir bleiben unten und machen aus Mist das Beste,
was man aus Mist machen kann.
3. Wurm: Ich will nach oben, raus aus dem Mist.
2. Wurm: Ich auch.
1. Wurm: Es ist Zeit.
2. Wurm (nimmt einen Apfel): Hoffentlich sind keine..
3. Wurm: Wieder Fallobst.
1. Wurm: Was zuviel ist, wird weggeschmissen, ob alt oder
neu. Laßt es euch schmecken.
Sie essen.
3. Wurm: Womit verbringen wir unsere Zeit?
1. Wurm: Mit unserem Hobby.
2. Wurm: In diesen Kostümen!
1. Wurm: Der Mensch braucht Abwechslung.
Wir spielen eben Theater.
Der 3. Wurm schaut ihn eindringlich an.
1. Wurm: Dem Mimen ficht die Nachwelt keine Kränze.
3. Wurm: Wir spielen verrückt.
2. Wurm: Wer kennt sich denn heute noch aus?
1. Wurm: Womit?
3. Wurm: Mit dem Sinn.. sag ich doch.
2. Wurm (den Apfel betrachtend): Ich glaube, ich
fühle wie ein Wurm.
3. Wurm: Das nenne ich Bescheidenheit.
2. Wurm: Du ahnungsloser Aal!
3. Wurm: Keine Komplimente.. aber zwischen fressen und
ausscheiden passiert nicht allzuviel.
2. Wurm: Genau.
1. Wurm: Das Dasein hat seine Grenzen.
2. Wurm: Du darfst nie über den Rand hinauskriechen.

Das ist Selbstmord. Du fällst hinab und - flatsch -
wirst du zerquetscht.
3. Wurm: Im Mist ist der Rand fließend.
1. Wurm: Die Legende von dem Kollegen Regenwurm, den man - zack -
halbiert und zwei Regenwürmer kriechen auseinander.
Ist was, Bruno?
3. Wurm: Humbug!
1. Wurm: Richtig. Sieben Kringel braucht der Wurm.
Es gibt nur ein Vorne (beißt in den Apfel).
Sie beginnen zu singen: Oh wie sinnvoll ach das Leben.

Herbstkonferenz der Arbeiterpriester
aus dem deutschsprachigen Raum
Mainz, Anfang November 1982
Hermann Daniel (Sprecher)

An das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz

Liebe Mitbrüder!

Die Herbstkonferenz der Arbeiterpriester aus dem deutschsprachigen Raum hat sich mit dem Thema "Massenentlassungen und Massenarbeitslosigkeit" beschäftigt. Dabei haben wir auch Ihre "Pastorale Anregungen zum Probem Arbeitslosigkeit" vom März 1982 besprochen.
Auf dem Hintergrund unserer täglichen Erfahrung in der Arbeitswelt und als Mitbetroffene wollen wir Ihnen deutlich sagen: wir sind über Ihre Äußerungen verärgert und verbittert!
Sie erwecken in Ihrem Schreiben den Eindruck, als wäre die Arbeitslosigkeit so etwas wie die Pest im Mittelalter. Es ist erschütternd, daß Sie den Ursachen dieses Übels überhaupt nicht nachgehen. Entsprechend falsch liegen Sie dann natürlich mit Ihren Lösungsvorschlägen.
Im harten Konkurrenzkampf unseres Wirtschaftssystems müssen die Besitzenden zwangsweise Rationalisierungen und Produktionsverlagerungen vornehmen, ihre Gelder in wahnsinnige Rüstungsvorhaben stecken, Arbeitsplätze abbauen und Arbeitslose produzieren, damit sie ihre Gewinne absichern und vergrößern. Hier sind die Ursachen zu suchen.
Warum ziehen Sie gegen diese Mechanismen nie ernsthaft zu Felde? Nennen Sie die wahren Ursachen der Arbeitslosigkeit deshalb nicht, weil Sie den Verursachern nicht weh tun wollen?
Das fürsorgliche Schonen der Reichen schlägt um in Vorschläge rein fürsorglicher Betreuung der Betroffenen. Keine Anregung und Ermunterung, die vielerorts entstehenden Arbeitsloseninitiativen zu unterstützen; kein Aufruf, solidarisch mit den Arbeitslosen die Verursacher anzuklagen und für ihre Rechte zu kämpfen.
Stattdessen erhoffen Sie sich, mit Hilfe der überall bestehenden guten Beziehungen von kirchlichen Leuten mit den Mächtigen den einen oder anderen Arbeitslosen von der Straße zu kriegen.
Das soziale Netz ist ein gewisser Schutz gegen Verarmung und Not, zugegeben. Aber gerade in Krisenzeiten funktioniert es nicht mehr. Sie spielen Verarmung und Not in verletzender Weise runter. Sollte das nicht daher kommen, daß Sie in gesicherter finanzieller Position leben?
Auch aus diesem Papier wird halt deutlich, daß Sie den Mächtigen näher stehen als den Arbeitslosen!

Mit freundlichen Grüßen und Bitte um Stellungnahme!

Hans Leo Drewes, Weihbischof
Paderborn, den 12.1.83

Lieber Hermann!

Der Brief der Konferenz der Arbeiterpriester mit Deiner Unterschrift an das Sekretariat der Deutschen Bischofkonferenz ist uns zugeleitet worden. So ist es üblich, wenn dem Sekretariat der Schreiber nicht bekannt ist und vorausgesetzt werden darf, daß dieser im Heimatbistum nicht unbekannt ist und dehsalb persönlicher zurückgeschrieben werden kann.
Mir scheint, daß Ihr die "Pastoralen Anregungen zur Arbeitslosigkeit" falsch verstanden habt. Es geht in diesen Anregungen darum, ob und was eine Gemeinde mit ihren engagierten Mitgliedern und Möglichkeiten für die Arbeitslosen Hilfreiches tun kann. Was Ihr vermißt, findet sich in reicher Fülle anderenorts, von den Äußerungen des Papstes beim "Weltarbeitsamt" in Genf bis zu zahllosen Vorschlägen und Initiativen katholischer Gruppen, Vereine und Sachverständiger. An Friedens- und Abrüstungsappellen fehlt es wahrhaftig nicht. Wenn schon der Vergleich mit der mittelalterlichen Pest ins Spiel kommt: Was wäre das für ein Christentum, das nur wütig gegen die Seucheneinschlepper und gegen lahme Ärzte zu Felde zöge, sich aber nicht um die Erkrankten kümmerte?
Vereinfachungen sind die schlechteste Medizin. Ich glaube, daß der harte "Konkurrenzkampf der Wirtschaftssystene" unabhängig vom wahnsinnigen Wettrüsten besteht, sosehr dieses kirchlicherseits verdammt wird.
Ob diejenigen, die in aller Welt über das große Geld verfügen, zugleich Verursacher der Arbeitslosigkeit sind, wage ich zu bezweifeln. Wenn die Kirche sich als Anwalt der Armen an die Mächtigen wendet, heißt das nicht, daß sie auf Seiten der Mächtigen gegen die Armen stünde. Sicher muß sie aber den Machthabern nahe auf den Pelz rücken, damit ihre Mühe ernstgenommen wird und vielleicht doch Frucht bringt.

Soviel kann ich aus persönlicher Kenntnis sagen: Wo immer ich bei Verantwortlichen in der Kirche auf die Arbeitslosigkeit zu sprechen komme, ist man ernsthaft bemüht, sinnvolle Initiativen zu wecken, zu unterstützen und zu fördern. Es dürfte bekannt sein, daß bei unserem Kirchensteuersystem die finanzielle Position der Kirche und ihrer Mitarbeiter so sicher ist wie die des Kirchenvolkes als Ganzen.
Diese Überlegungen schließen nicht aus, daß es innerhalb der Kirche Lahme und Sünder gibt, die sich der Not des Nächsten verschließen oder gar aus der Not des Nächsten Kapital zu schlagen versuchen. Aber zu welcher Zeit wäre das anders gewesen?
Lieber Herrmann, ich schreibe Dir dieses persönlich, weil ich mir nicht vorstellen kann, daß der genannte, wenig hilfreiche Brief Deinen eigenen Überzeugungen entspricht. Für jeden gangbar erscheinenden Weg zur Behebung der Arbeitslosigkeit ist jeder Verantwortliche in der Kirche dankbar. Aber der Brief der Arbeitsgemeinschaft muß jeden Besorgten traurig stimmen, weil nach diesen Ausführungen eine ernsthafte sachkundige Mitarbeit der Arbeiterpriester nicht zu erhoffen wäre. Kann man das nicht ändern?
Dir und Deinen guten Bemühungen aller erdenklich Gute und jede Erleuchtung vom Heiligen Geist.

Konferenz der Arbeiterpriester
im deutschsprachigen Raum
Dortmund, März 83
Hermann Daniel (Sprecher)

Lieber Hans-Leo,
Mit diesem Brief möchte ich zusammenfassen, was seit Nov,82 zwischen der Konferenz der Arbeiterpriester und der deutschen Bischofskonferenz gelaufen ist, und was wir beide in 2 Telefonaten für die kommende Zeit abgesteckt haben.
1. Die Herbstkonferenz der Arbeiterpriester nahm in einem Brief an das Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz zu dem Papier der deutschen Bischöfe "Pastorale Anregungen zum Problem der Arbeitslosigkeit" (erschienen März 82) Stellung. (Damals wußten wir noch nichts von der "Erklärung der gemeinsamen Konferenz zur Arbeitslosigkeit" und von der "Stellungnahme des Beirats der Gemeinsamen Konferenz zur Arbeitslosigkeit" - beides erschienen in der Reihe Arbeitshilfen Nr.29 vom 5.11.82 beim Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz).
2. Deine (persönlich gehaltene) Antwort vom 12.1.83
3. Mein Telefonat mit Dir vom 1.2.83. Bei dieser Gelegenheit habe ich Dir gegenüber zwei Dinge zum Ausdruck gebracht:
a. Deine persönlich gehaltene Antwort an mich vom 12.1.83 sehe ich noch nicht als Antwort der Bischofskonferenz an.
b. Wichtiger als eine offzielle Antwort der Bischofskonferenz ist uns das Gespräch mit den Bischöfen. Darum habe ich Dich gebeten, Vertreter der Bischofskonferenz zur Teilnahme an unserer Konferenz im Mai einzuladen. Das fand Deine Zustimmung.
4. Im Telefonat mit Dir am 12.3.83 bat ich Dich, die Bischofsdelegation für unsere Herbstkonferenz einzuladen. Diese Verschiebung ermöglicht uns, das Gespräch mit den Bischöfen im Mai vorzubereiten und Euch eine längerfristige Planung.

Belegschaftskontakte an der Basis

dargestellt am Beispiel Mercedes-Benz Mannheim und Mercedes-Benz do Brasil, Juni 1991

1. Begegnungen
1.1 Austauschprogramme
Das Kapital hat sich schon längst international organisiert. So baute Daimler-Benz bereits in den 5Oer Jahren in Sao Bernardo, in der Industriezone um Sao Paulo, ein LKW-Werk. Ab 1978 folgte die Produktion von Omnibussen in Campinas, etwa hundert Kilometer nördlich von Sao Paulo gelegen.. Dazu erwarb man in Sao Paulo selbst eine Gießerei, Sofunge. Insgesamt beschäftigt Mercedes-Benz in Brasilien in den drei Werken rund 22.OOO Leute und ist Marktführer bei LKWs und Omnibussen.
Gewerkschaftlich hat sich in all den Jahren auf internationaler Ebene recht wenig getan. Mangelndes Interesse der Gewerkschaften hier und die äußerst schwierige Situation der Gewerkschaften in Brasilien, vor allem zur Zeit der Militärregierung, mögen Gründe dafür sein. In den 8Oer Jahren begannen intensivere Kontaktaufnahmen, bedingt durch eine wachsende Aufmerksamkeit hier und durch das Entstehen einer neuen Gewerkschaftsbewegung in Brasilien; viele der neuen Gewerkschaften haben sich dort in einem der Dachverbände, der CUT zusammengeschlossen und ein lebendiges Netz aufgebaut.
Initiatoren der hier beschriebenen Austauschprogramme (84/85, 87, 88/89) waren kirchliche Einrichtungen: Das gilt für Brasilien, wo sich die kirchliche Basisbewegung, die Arbeiterpastoral und auch einige Bischöfe in den großen Streiks zu Beginn der 8Oer Jahre ganz eindeutig auf die Seite der Arbeiter stellten und fortan die neue Gewerkschaftsbewegung CUT stark unterstützt haben. Das gilt für die Bundesrepublik, wo sich der Arbeitswelt nahestehende Personen und Institutionen für einen solchen internationalen Austausch einsetzten und auch für finanzielle Unterstützung sorgten.
Austauschprogramme zwischen deutschen und brasilianischen Gewerkschaften fanden statt: 1984, als zum ersten Mal brasilianische KollegInnen von Opel, VW und Mercedes in Deutschland zu Besuch waren. Ein Jahr später kam es zum Gegenbesuch. Teilnehme-

innen dieses ersten Austausches organisierten 1987 ine Fahrt nach Brasilien. 1988 kamen Arbeiter von enz und Bosch in die BRD, und 1989 besuchten olleginnen und Kollegen von Benz und Bosch aus aden-Württemberg die KollegInnen von Benz und osch in Brasilien.
urde beim ersten Programm die IG Metall noch mit inbezogen in die Vorbereitung der Aktion - immerin benannten damals die jeweiligen Gesamtbetriebsäte die TeilnehmerInnen der Fahrt nach Brasilien - so aren die gewerkschaftlichen Instanzen auf örtlicher bene beim letzten Besuch der Brasilianer hier diglich Ansprechstationen, um Besuche in Betrieben nd Gespräche in Gewerkschaftshäusern durchzuführen. Finanziell hat sich die IG Metall bei allen Aktionen nicht beteiligt. Neben den erwähnten Zuschüssen us dem Kirchentopf trugen die Teilnehmer aus der RD jeweils einen beachtlichen Teil der Kosten und nvestierten Teile ihres Jahresurlaubs.
uf der brasilianischen Seite war die Metallgewerkchaft der jeweils besuchten Orte, vor allem die in ao Bernardo, Ansprechpartner und Organisator bei er Durchführung der Programme. Das bedeutet, daß ie deutschen Gruppen jeweils ganz offiziell in den ewerkschaftshäusern und bei Betriebsversammngen vor den Toren der Fabriken begrüßt wurden nd auch Grußadressen an die Kollegen und Kolleinnen richten konnten.
ie Elemente der Programme waren im wesentlichen hr ähnlich, sodaß sie hier nur zusammengefaßt erden sollen:
Kennenlernen der jeweiligen Arbeitssituation: Dies eschah bei Betriebsbesichtigungen, die in den eisten Fällen von der Werksleitung gewährt wurden ußer bei Bosch in Campinas), oder bei Diskussionen it Werksangehörigen außerhalb der Betriebe, zum eispiel bei Abendveranstaltungen im Gewerkschaftsaus oder auch ganztägigen Veranstaltungen.
Die gewerkschaftliche Vertretung im Betrieb, ihre eschichte, Struktur und Arbeitsweise wurden ermittelt durch Gespräche mit örtlichen Gewerkchaftsvertretern, Betriebsräten hier, Fabrikkommisonen dort, und in Wochenendseminaren vor dem rogramm oder auch innerhalb des Austausches ertieft, wobei bereits vor Ort gemachte Erfahrungen ngebracht und aufgearbeitet werden konnten. Die eutschen Gruppen wurden im übrigen in Brasilien ets mit einbezogen in die Mobilisierungsarbeit der ewerkschaft vor den Fabriktoren.
Die Lebensbedingungen konnten die TeilnehmerInn jeweils dadurch am besten verstehen lernen, daß e in den Familien der Kollegen und Kolleginnen ntergebracht waren, und den Alltag dort einige Tage anz hautnah miterlebten.
Sehr interessiert waren die Brasilianer stets an der chnologischen Entwicklung in den deutschen etrieben, an Errungenschaften auf dem Gebiet des rbeitsschutzes, an den Möglichkeiten und Rechten es Betriebsrates und - ein Thema außerhalb des etriebes - an bestimmten Phasen der deutschen eschichte, besonders am antifaschistischen Kampf.

Die Besucher aus der Bundesrepublik waren jeweils überrascht von dem relativ hohen technischen Stand der Einrichtungen, gleichzeitig doch sehr besorgt über manche mangelnde Arbeitsschutzvorrichtung, über niedrige und willkürliche Löhne, über die langen Arbeitszeiten und vor allem - beim letzten Besuch - über die Brutalität, mit der die Werksleitung bei Mercedes-Benz in Streiksituationen Leute entläßt. 1989 waren in Sao Bernardo 9O Kollegen entlassen worden, 199O wurden in Campinas 62 Kollegen auf die Straße gesetzt, bei Bosch in Manaus mehrere Hundert. Kündigungsschutz war deshalb ein oft angeschnittenes Thema.
- Die allgemeine Situation der Bevölkerung in Brasilien konnten die deutschen Gruppen kennenlernen durch Begegnungen mit bzw. Besichtigungen von Volkseinrichtungen, Initiativen von Grundstücks- und Landbesetzern, Frauengruppen und Stadtteilkomitees für Gesundheitswesen, Initiativen gegen Umweltverschmutzung und Umweltzerstörung, Straßenkinderprojekten usw. Hier waren die KollegInnen stets tief beeindruckt von dem Grad des Elends, das in den Städten, den Slums, aber auch auf dem Land herrscht, und zugleich tief bewegt von der großen Anzahl der jungen und alten Menschen, die trotz der miserablen Situation mit viel Mut und Ausdauer das eigene Leben in die Hand nehmen und mit viel Geschick und Elan neue Lebensweisen entwickeln. Überraschend, daß in den meisten Aktivitäten dieser Art Kirchenleute und kirchliche Gemeinschaften aktiv mitmachen.

Den deutschen TeilnehmerInnen klingt noch immer die hier wie dort gestellte Frage der Brasilianer im Ohr: "Was ist Eure politische Perspektive?" Hintergrund ist die enge Verknüpfung der CUT mit der PT, der Arbeiterpartei, die 1989 bei den Präsidentschaftswahlen mit dem Kandidaten Lula da Silva nur knapp unterlegen war. Sehr beredt erwiesen sich die deutschen KollegInnen nicht bei der Beantwortung dieser Frage.
Anmerkung: Über das Austauschprogramm von 85/85 haben die deutschen Teilnehmer und Teilnehmerinnen ein interessantes Buch geschrieben mit dem Titel "Machen wir uns auf den Weg", 87 erschienen beim Brasilienkunde-Verlag Mettingen (im folgenden zitiert als 'Reisebericht').

1.2 Konferenzen von TIE

Eine andere wichtige Schiene internationalen Austauschs bilden die Aktivitäten von TIE, einer Gruppe von engagierten Sozialwissenschaftlern und Gewerkschaftlern, die Hilfsleistungen (Kontakte, Informationen, Analysen, Begegnungen usw.) zur Verfügung stellen und dadurch eine basisbezogene internationale Solidaritätsarbeit im Bereich multinationaler Unternehmen fördern wollen.
In seinen Anfängen hatte TIE eine (ausschließlich finanziell) starke Bindung an den Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf, für den TIE auch eine Reihe von

Papieren und Expertisen erstellte. Diese Bindung besteht heute nicht mehr, denn TIE wird von einer Anzahl europäischer Entwicklungshilfeorganisationen

warten an der bushaltestelle

ein busfahrer erzählt

sie kommen aus dem nordosten
mit kind und kegel sozusagen
und wenn man sie fragt
wie gehts dann sagen sie
mehr oder weniger
sie wollen in die stadt
irgendwo ist immer platz
sie haben gehört
auch in der favela kann man
zur untermiete wohnen
sie warten auf den bus
so gehen die tage
sie hocken auf der erde
auf den kisten
und kochen im kanister
reis und farinha
und warten und hocken
sie kommen und warten
und es kommen nur wenige
die wissen

unterstützt. TIE ist deshalb in seiner organisatorischen und politischen Arbeit von Parteien und Institutionen unabhängig.
TIE versteht sich als internationales Netzwerk von Gewerkschaftern und ihren Organisationen, das Arbeiterinnen und Arbeitern aus den Betrieben und lokalen Gewerkschaftsorganisationen ein Forum bietet, auf dem sie ihre Probleme mit multinationalen Unternehmen und Ansätze zu Gegenstrategien diskutieren können.
Das Verhältnis zu den Gewerkschaften ist in den einzelnen Ländern unterschiedlich. Die Beziehungen zur IG Metall waren über Jahre hin sehr kühl, in neuerer Zeit scheinen sich Möglichkeiten der Zusammenarbeit abzuzeichnen. Darüber mehr im nächsten Kapitel.
Aufgrund vielfältiger Kontakte zu Gewerkschaftern aus den multinationalen Konzernen der Automobilindustrie führte TIE in den Jahren 85 bis 89 vier große internationale Konferenzen zu der Thematik "Protektionismus und Internationalismus" durch. Da Brasilien eine sehr bedeutende Autoindustrie im Lande angesiedelt und sich die gewerkschaftliche Organisierung in den Betrieben sehr stark entwickelt hat, wurden diese Konferenzen mit dem brasilianischen Gewerkschaftsdachverband CUT geplant und realisiert.
Etwa 40 bis 50 TeilnehmerInnen versammelten sich dabei jeweils zu einem 4- bis 5-tägigen Erfahrungsaustausch über die Strategien der Konzerne und die gewerkschaftliche Gegenwehr in den einzelnen Ländern und Betrieben. Sie kamen von verschiedenen Multis und aus verschiedenen Erdteilen: Japaner, Südamerikaner, Südafrikaner waren ebenso vertreten wie Leute aus den USA und den europäischen Ländern. Zwei Konferenzen fanden in Europa (Niederlande und Bundesrepublik), zwei in Brasilien statt.
Im Rahmenprogramm hatten die Teilnehmer immer Gelegenheit, Lebens- und Arbeitsbedingungen in den gastgebenden Ländern unter die Lupe zu nehmen. Hier entstanden nicht nur bilaterale Verbindungen wie bei den Austauschprogrammen, sondern wirklich multilaterale internationale Beziehungen auf der Ebene von Gewerkschaftern und Belegschaftsmitgliedern.
Inhaltlich sind diese Konferenzen in Broschüren zusammengefaßt, außerdem erschien nach einigen Konferenzen eine Zeitung mit dem Titel 'Widerstand international'. Beides ist bei TIE erhältlich.
Teilnehmer der letzten Konferenz in Brasilien beurteilten ihre Begegnung so: "Ein ständiger Informations- und Erfahrungsaustausch und eine Debatte über Gewerkschaftsstrategien kann den Kampf ermutigen und die andere Seite warnen, Situationen heraufzubeschwören, die unsere Interessen verletzen. Unsere Kollegen aus den sogenannten 'entwickelten Ländern' wie Europa, USA und Japan können uns über die Gefahren berichten, die hinter der 'dritten industriellen Generation' lauern. Die Kollegen aus der sogenannten 'Dritten Welt' können eine nicht weniger bedeutsame Erfahrung beisteuern: die Erfahrung mit einer kämpferischen und phantasievollen Gewerkschaftsorganisation, die sich mit dem 'wilden Kapitalismus' ihn diesen Ländern auseinandersetzt."
Neben diesen großen Konferenzen hat TIE auch noch eine speziell für die Mercedes-Benz-Werke durchgeführt. Im Herbst 88 trafen sich Vertreter aus den Betrieben in Brasilien, Argentinien, den USA, Südafrika, Spanien und aus mehreren Werken in der Bundesrepublik.

1.3 Konsequenzen: Laufender Informationsaustausch und Solidaritätsaktionen

Im vorausgegangenen Abschnitt wurden die wichtigsten Erfahrungsfelder aufgelistet, die den materiellen Hintergrund für das folgende Kapitel bilden. Zuvor soll jedoch kurz beleuchtet werden, was denn die TeilnehmerInnen an solchen Aktivitäten mit ihren Erfahrungen gemacht haben. Hüten sie das alles wie einen Privatbesitz, der sie persönlich bereichert? Oder lassen sich einige Konsequenzen feststellen? Diese Frage kann auf drei Ebenen beantwortet werden:
1. Die TeilnehmerInnen geben ihre Erfahrungen weiter. Das geschieht auf vielfältige Weise: Die intensivste Form mit dauerhaftem Charakter ist es, ein Buch zu schreiben, wie es die erste Brasilien-Reisegruppe gemacht hat. Zudem sind immer zahlreiche Artikel in lokalen Zeitungen oder in Zeitschriften erschienen über das, was Mercedes-Benz mit den Arbeitern und Angestellten in Brasilien macht, in welchen Lebens- und Arbeitsbedingungen die Leute

dort zum Wohl der Firma beitragen. Mancherlei Informationsaktivitäten, mit Hilfe von Dias, Fotos, Videos usw.,im Bekanntenkreis, im lokalen gewerkschaftlichen Rahmen, bei Vertrauensleute-Versammlungen u.a. tragen dazu bei, Interesse für die Lage der KollegInnen in Brasilien zu wecken.
In Mannheim entstand aus diesen Begegnungen heraus vor einigen Jahren der 'Arbeitskreis Solidarität mit brasilianischen Gewerkschaften', der im DGB Kreis Mannheim verankert ist. Mindestens einmal im Jahr organisiert der Arbeitskreis eine Veranstaltung im Gewerkschaftshaus, um über die Entwicklung der Situation in Brasilien zu unterrichten; zweimal wurden solche Veranstaltungen mit gerade in Mannheim anwesenden brasilianischen Kollegen durchgeführt. Am 1. Mai zeigt sich der AK mit einem Stand, um einem breiten Publikum die Probleme der ArbeiterInnen bei Mercedes-Benz in Brasilien und landesweite Vorgänge dort darzustellen.
2. Die TeilnehmerInnen halten den Informationsaustausch mit den KollegInnen in Brasilien lebendig, indem sie ihnen bedeutende Nachrichten über wichtige Vorgänge im Konzern weitergeben, zum Beispiel Betriebsvereinbarungen, die in den Werken in der BRD abgeschlossen wurden, Verlagerungsvorhaben, technologische Entwicklungen, Konzentrationsstrategien, Kostensenkungsprogramme und zudem konkrete Berichte über gewerkschaftliche Vorgänge und Kämpfe, Ergebnisse von Tarifauseinandersetzungen usw. In umgekehrter Richtung verarbeiten sie Informationen, die aus Brasilien herüberkommen. Dabei bieten eine vor einem Jahr entstandene Vernetzung von Brasilien-Initiativen und die Missionszentrale der Franziskaner in Bonn wertvolle organisatorische Hilfe.
3. Die TeilnehmerInnen sind in kritischen Situationen de facto die ersten AnsprechpartnerInnen hier in der Bundesrepublik, wenn es in Brasilien irgendwo 'brennt'. Dies ist vor allem sehr deutlich geworden bei Streiksituationen im allgemeinen, besonders aber bei den Streiks im Frühjahr 89 und im Sommer 9O. Die Brasilianer wenden sich an Leute, die sie persönlich kennen, mit denen sie seit Jahren in Kontakt stehen und die ihre Situation zumindest anfanghaft von innen her kennen, auch wenn sie genau wissen, daß diese Leute nicht in gewerkschaftlichen Führungspositionen sind.
Die so spontan und mit Dringlichkeit Angesprochenen sorgen dann hier für Öffentlichkeit, wenn etwa die Kollegen in Brasilien fünf Wochen lang streiken, um den Lohnverlust infolge der galoppierenden Inflation auszugleichen wie 89, wenn Mercedes-Benz in solchem Streik dann so einfach 9O Kollegen vom Werk Sao Bernardo entläßt oder im vergangenen Jahr beim Streik in Campinas 62 Kollegen entläßt - darunter vor allem die gewerkschaftlich Aktiven.
Die eingehenden Nachrichten werden an gewerkschaftliche Führungsgremien oder den Gesamtbetriebsrat weitergegeben in der Hoffnung, daß diese bei der hiesigen Konzernleitung und der dortigen Werksleitung ihren Einfluß zugunsten der streikenden und besonders der entlassenen Kollegen geltend machen. Außerdem werden Solidaritätsaktionen im Freundeskreis, bei Kolleginnen und Kollegen im Betrieb, in Vertrauensleute-Vollversammlungen durchgeführt, Unterschriften und Geldspenden gesammelt. Drüben herrscht dann jeweils große Freude, wenn solche Zeichen konkreter Solidarität ankommen, so klein sie manchmal auch sein mögen.

2. Bündnispartner
2.1 Erfahrungen mit hiesigen Gewerkschaften
2.1.1 Zurückhaltend, skeptisch, defensiv, ablehnend

Bei der Kurzbeschreibung der Aktivitäten ist bislang ein Thema ziemlich außen vor geblieben: Wie hat sich bei all dem die hiesige Gewerkschaft, also IG Metall und DGB, verhalten? Wohl mag schon das riesige Gefälle zu den brasilianischen deutlich geworden sein: Die Metallergewerkschaft in Sao Bernardo hat diese Form der basisbezogenen Belegschaftskontakte immer gewollt und voll unterstützt. Die IG Metall und ihre lokalen und betrieblichen Unterabteilungen haben eher eine Haltung an den Tag gelegt, die als zurückhaltend, skeptisch, defensiv und teilweise ablehnend bezeichnet werden kann. Sie halten nichts von solchen basisbezogenen Begegnungen, die einer von ihnen einmal als 'Pilgerfahrten' abwimmelte. Konkreter:
Erst nach einem mühseligen Diskussionsprozeß wurde beim ersten Austauschprogramm die Skepsis bei der Auslandsabteilung der IG Metall abgebaut, sodaß schließlich doch eine Art Kooperation und Koordination mit dem Initiator 'Ökumenischer Arbeitskreis Internationale Solidarität' erreicht wurde. Die Gesamtbetriebsräte von Opel, VW und Mercedes benannten je drei Vertreter ihrer Betriebe für die Teilnahme an der Reise nach Brasilien und ihr Vertreter nahm an einigen Aktivitäten in Brasilien teil. Offiziell machte er die ganze Reise nicht mit; das wäre eine zu deutliche Absegnung des Programms gewesen.
In der Folgezeit ist es manchmal sehr mühsam gewesen, brasililanischen (für südafrikanische gilt das gleiche) Kollegen in den hiesigen Benz-Werken eine Betriebsbesichtigung zu ermöglichen. Es hat auch Ablehnungen gegeben. Immer wurde mit dem Hinweis argumentiert, daß diese Leute, die da in der Weltgeschichte herumreisen, nicht über die IG Metall und deren Auslandsabteilung eingeladen, empfangen und delegiert worden waren.
In den letzten Jahren hat sich das gewandelt. Beim Besuch des Vorsitzenden der Fabrikkommission von Sao Bernardo im Dezember 89 stießen die Initiatoren auf größeres Interesse in den jeweiligen Betriebsratgremien und Vertrauenskörperleitungen, in den örtlichen Gewerkschaftsleitungen und bei GBR-Vertretern, obwohl eben dieser Besuch auch nicht den gebotenen Regeln entsprach, das heißt, nicht von der IG Metall Auslandsstelle organisiert war. Der brasilianische Kollege durfte in Untertürkheim sogar an

einer Betriebsversammlung teilnehmen; nur durfte er dort (noch?) nicht das Wort ergreifen. Hier wird nochmals das Gefälle klar: Mit großer Selbstverständlichkeit werden die Gruppen aus der BRD in Brasiliien gleich am ersten Tag ihres Aufenthaltes bei den Mobilisierungskampagnen vor dem Werkstor der fast vollzählig anwesenden Belegschaft vorgestellt und aufgefordert, zu den Kollegen zu sprechen. (Zum besseren Verständnis: In Brasilien dürfen im Betrieb keine Betriebsversammlungen abgehalten werden. Das ist ein Grund dafür, daß die KollegInnen bei den Kurzversammlungen vor dem Fabriktor vor Schichtbeginn informiert und entsprechend der Situation zu Aktionen mobilisiert werden.) Das macht sich dann auch schon bei den Betriebsbesichtigungen bemerkbar: Die deutschen Kollegen werden dann ganz anders erwartet bei den Kollegen am Arbeitsplatz.

Bezüglich der großen Automobil-Konferenzen, die von TIE organisiert wurden, läßt sich Ähnliches feststellen. Diese Arbeit wurde nicht gegen die Gewerkschaften, sondern - wo möglich und erwünscht - in Kooperation mit ihnen durchgeführt. TIE hat deshalb gute Verbindungen mit Gewerkschaften in Italien, Belgien, Spanien, Frankreich, Holland, England, Brasilien, Argentinien, Südafrika und auf den Philippinen. Mit der IG Metall bestehen Informationskontakte, wobei vonseiten der IG Metall in der Phase der Konferenzen eine Zusammenarbeit nicht in Betracht kam. Dies vor allem deswegen, weil TIE kein gewerkschaftlich verantwortliches Gremium war und auch jetzt nicht ist. Das Verhältnis ließ sich damals eher als freundliche Nichtbeachtung bezeichnen. TIE hat seinerseits aber immer Kontakt und die redliche Diskussion gesucht, es gab dabei mancherlei harte Auseinandersetzung. Konferenzteilnehmer, die den Kontakt mit der IG Metall nicht aufgeben wollten, wurden ermahnt, gewarnt, sogar bedroht. "Entscheidet Euch endlich, mit wem Ihr zusammenarbeiten wollt: mit Linken, mit Grünen, mit Kommunisten, mit Kirchenleuten - oder mit uns!" So wurde ihnen gesagt. Ein paar Jahre später bediente sich die IG Chemie derselben Drohung im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen Bayer do Brasil und den Gewerkschaften, die sehr stark von der Missionszentrale der Franziskaner in Bonn unterstützt wurden. Die Folge war, daß das folgende Austauschprogramm von ChemiearbeiterInnen aus der BRD ohne den Segen der IG Chemie stattfand. In Brasilien lud dennoch dieChemie-Gewerkschaft, die der CUT angeschlossen ist, offiziell ein; so leicht lassen die sich dort nicht einschüchtern.

Einen gewissen Grad an Peinlichkeit erreicht das Verhalten gewerkschaftlicher Instanzen in Krisensituationen. Bereits die erste Besuchergruppe brachte die Sache auf den Punkt: "In der Diskussion wurde deutlich, daß den deutschen Betriebsräten zwar Informationen über die brasilianischen Tochterunternehmen vorlagen. So hatten sie von den Entlassungen und den Verhandlungen über die Einrichtung einer Fabrikkommission bei Mercedes-Benz do Brasil gehört. Diese Informationen stammten aber in erster Linie vom Management und waren entsprechend einseitig." (Reisebericht, S.22) Zwar wurde der Gesamtbetriebsrat durch dieses Gespräch veranlaßt, sich für die Einrichtung einer Fabrikkommission und die Rücknahme der Entlassungen einzusetzen. Doch im Grunde hat sich die konfliktvermeidende Linie in den folgenden Jahren durchgehalten. In den Streikauseinandersetzungen im Jahr 89, als Mercedes-Benz do Brasil 9O Leute entließ, hat sich der Gesamtbetriebsrat in keiner Weise für die Rücknahme dieser Entlassungen eingesetzt, obwohl Informationen vorlagen. Und diese stammten nicht nur aus dem verdächtigen Seitenkanal persönlicher Kontakte, sondern aus Sao Bernardo direkt. Nur waren sie nicht über die gewerkschaftliche Oberleitung beim GBR angekommen, obwohl die Auslandsabteilung ebenfalls informiert war. "Ich habe von meiner Organisation (sprich IG Metall) darüber keine Informationen erhalten." Mit dieser gewerkschaftlichen 'Disziplin' konnte sich der damalige GBR-Vorsitzende raushalten, wobei er natürlich zugab, daß er vonseiten der Werks- und Konzernleitung unterrichtet worden war. Bei den 9O Entlassenen ist in dieser Situation vom GBR keinerlei Unterstützung angekommen, nur die paar Zeichen der Solidarität (Unterschriftensammlung, Geld, Grußtelegramme) von einigen Leuten, die die Situation vor Ort kennen - und dies aus der Sicht der Betroffenen. Diese Handvoll Leute versucht mit leicht wachsendem Erfolg, in solchen Situationen in Gremien, beim GBR usw. Solidarität für die Betroffenen zu wecken, stößt aber auf sehr viel Unverständnis. Sehr bald tritt die Berufung auf genauere Informationen von seiten der Werks- und Konzernleitung an die Stelle des anfänglichen Einsatzes. Und alles ist wieder blockiert. So ungefähr sind die Dinge im Jahr 199O bei der Streikauseinandersetzung in Campinas und Sao Bernardo gelaufen.

<Anmerkung: Wohl setzte sich der jetzige Vorsitzende des GBR bei den hiesigen Konzernspitzen sehr dafür ein, daß die Entlassungen bei Benz in Campinas zurückgenommen wurden. Als aber über die Werksleitung die Information kam, die betroffenen 62 Kollegen hätten die Abfindung und damit die Entlassung akzeptiert - sie hatten die Wahl zwischen fristloser Kündigung und ordentlicher Kündigung mit einer Abfindung von drei Monatslöhnen! - und bei einer entsprechenden Entscheidung des Arbeitsgerichtes hätten auch die Vertreter der Gewerkschaften einer Verurteilung des Streiks zugestimmt, war keine Unterstützung der Kollegen mehr zu spüren. Dabei handelte es sich bei diesem 'Arbeitsgericht' um ein Gremium, das mit sieben vom Staat benannten Richtern besetzt ist, von denen einer die Gewerkschaften vertritt.>

So schön das war, als vor zwei Jahren beim Streik bei Peugeot in -Frankreich spontan auch beim Benz in Baden-Württemberg eine Solidaritätsaktion durchgeführt wurde, so bedauerlich ist es, festzustellen, daß bei Streiks und Entlalssungen in der eigenen Firma bislang noch keinerlei Mobilisierung zur Unterstützung der streikenden KollegInnen statt-

gefunden hat. Offensichtlich will man der Konzernleitung nicht weh tun. Bei VW geht das offensichtlich anders: Dort hat der GBR-Vorsitzende anläßlich des Streiks 89 ein schönes Solidaritätsschreiben mit einer anständigen Summe Geld nach Brasilien bringen lassen.

2.1.2 Gehversuche und Stolpersteine

Die beschriebenen Mangelerfahrungen dürfen natürlich nicht den Blick dafür verschließen, daß die IG Metall ansonsten auf internationaler Ebene schon einiges vorzuweisen hat. Das gilt nicht nur für die vielen Absichtserklärungen, wie sie etwa im Zusammenhang mit Europa 92 oder auf dem Zukunftskongreß der IG Metall formuliert wurden. Das gilt auch für so manche Aktion im Zusammenhang mit der Solidaritätsbewegung für Nicaragua, für Südafrika, beim Bergarbeiterstreik in England.. Es darf das Bemühen des DGB nicht übersehen werden, die Solidaritätsarbeit auf gewerkschaftlicher Ebene im Nord-Süd-Netz zu koordinieren und sie in die Schulungsarbeit einzubringen. Und schließlich ist auf örtlicher Ebene einiges zu erwähnen
Auf dem Hintergrund dieser Hinweise auf doch vorhandene Internationalität der Gewerkschaften erhebt sich die Frage, warum gerade im Bereich von Mercedes und Brasilien zu vieles im argen liegt oder die Dinge so schwer zu bewegen sind. Man kann es auch andersherum formulieren: Es bleibt doch ein Fünkchen Hoffnung, daß auch auf diesem Gebiet sich in Zukunft etwas mehr tun wird im Sinne der brasilianischen KollegInnen.
Tatsache jedenfalls ist:
Bei Mercedes-Benz (das ist in der neuen Struktur der Fahrzeugsektor) arbeiten weltweit etwa 220.000 Beschäftigte, rund 50.000 davon in ausländischen Werken. Für die 11 deutschen Unternehmen (mit 170.000 Beschäftigten) gibt es Betriebsräte und einen Gesamtbetriebsrat. Jährlich wird eine Betriebsrätekonferenz abgehalten, an der die Mitglieder der Betriebsausschüsse der deutschen Unternehmen teilnehmen. Darüber hinaus gibt es die Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat, die alle paar Jahre mit großem Aufwand gewählt werden.
Bei alldem bleiben die 50.000 ausländischen KollegInnen außen vor! Für sie gibt es keine Kommunikationsstruktur, keine gleichberechtigte Mitspracheplattform, obwohl sie ja auch in ihren Werken auf demokratische Weise VertreterInnen wählen, die die Belegschaft vertreten und ihre Interessen verteidigen sollen. Wohl sind beim GBR einer der Sekretäre und einer der Betriebsratsvorsitzenden mit der Koordination internationaler Verbindungen betraut, aber davon geht auch keine erfahrbare, spürbare Wirkung aus.
Ferner funktioniert nach wie vor kein direkter Draht zwischen GBR und den Belegschaftsvertretern der Auslandswerke; für Südafrika scheinen sich die Dinge langsam zu ändern. Insgesamt verlassen sich die hiesigen Instanzen nach wie vor mehr auf Informationen, die - entsprechend getönt - von der Konzernleitung oder die - leicht getönt von der Friedrich-Ebert-Stiftung - von der IG Metall-Zentrale kommen.
Warum darf denn ein Vertreter eines ausländischen Werkes in der betrieblichen Öffentlichkeit nicht selbst die Probleme seiner KollegInnen zur Sprache bringen? Warum gibt es keine intensive Diskussion mit den ausländischen Belegschaftsvertretern über gemeinsames Vorgehen gegen arbeitnehmerfeindliche Maßnahmen des Konzerns? Es genügt doch wohl nicht, sich bei Verlagerungsvorgängen nur zu rühmen, daß die Motoren für die Busse in der Türkei jetzt nicht mehr in Brasilien, sondern in Mannheim gefertigt werden und sich damit den Beifall der hiesigen Belegschaft zu sichern. Der Gesamtbetriebsrat vertritt die Interessen der Gesamtbelegschaft, das sind 220.000 Mitarbeiter. Oder?

2.1.3 Hintergründe

Die Hintergründe dieser nicht gerade rühmlichen Situation sind mannigfacher Art:
- Die jungen Gewerkschaften der 'Dritten Welt', unter ihnen auch die CUT in Brasilien, haben sich ganz bewußt nicht für die Mitgliedschaft in einem der großen Weltverbände entschieden. Das schafft Distanz und Reserviertheit.
- Die jungen Gewerkschaften leben von der Nähe zur Basis und von der Mobiliserung der Basis. Meneguelli, der nationale Vorsitzende der CUT sagte einmal: "Die Einheit der Arbeiterklasse hier in Brasilien muß sich auf den gemeinsamen Kampf der Arbeiterklasse stützen und nicht auf gesetzliche Strukturen." Das ist natürlich eine gewaltige Herausforderung für die deutsche Gewerkschaftsbewegung, die sich in ihren Aktionen halt im Rahmen des Gesetzlichen bewegt. Aufgrund der materiellen Situation der Arbeiter in der 'Dritten Welt' sind Auseinandersetzungen und Kämpfem die hier vielleicht als wild und gewalttätig (wie dort vielfach das Gebaren des Kapitalismus) erscheinen, die einzige Möglichkeit, überhaupt etwas zu erreichen. Das deutsche Mitbestimmungsmodell mag den brasilianischen KollegInnen für ihre Situation eher verräterisch vorkommen, daher von ihrer Seite eine gewisse Reserviertheit. Nachdem sie 20, 30 oder 40 Jahre von einem deutschen Multi ausgebeutet wurden, wollen sie sich jetzt nicht auch noch durch ein deutsches Gewerkschaftsmodell, politisch perspektivlos, zähmen und unterwerfen lassen. Wer da langfristig recht behält, wird die Geschichte erweisen. Einstweilen wollen die Gewerkschaften, die sich in der CUT vereinigen, jedenfalls keine Co-Manager und Juniorpartner des Kapitals werden.
Die deutsche Gewerkschaftsbewegung hat nach wie vor Mühe, mit radikaleren, klassenkämpferischen Gewerkschaften in einen Diskussionsprozeß einzutreten oder gar mit ihnen zusammenzuarbeiten. Auch auf europäischer Ebene wird das hinlänglich deutlich. Auf dem letzten Kongreß des Europäischen Gewerkschaftsbundes (EGB) im Mai 91 gelang es lediglich den CCOO (Spanien), in den Bund aufge-

nommen zu werden, die CGT (Frankreich) erhielt erneut eine Abfuhr, die Portugiesen (Intersindical) hatten schon gar keinen Aufnahmeantrag mehr gestellt. Wohl schaffte der Gewerkschaftstag der IG Metall 9O eine offenere Beschlußlage. Auch für die Zusammenarbeit mit der CUT Brasilien scheinen sich bessere Zeiten anzukündigen. Zur offiziellen 1OO-Jahr-Feier der IG Metall sind auch Vertreter der CUT eingeladen.

- Die deutsche Gewerkschaftsarbeit spielt sich vorrangig auf der Verhandlungsebene ab, und das seit Jahrzehnten. Im Bewußtsein und im Verhalten der Belegschaften hat sich das festgesetzt: "Die da oben haben wir gewählt, die sollen sich für uns einsetzen." Das hat Konsequenzen für unsere Frage. Die Mobilisierung für internationale Solidarität wird nur selten probiert und ist wohl auch nur schwer durchzusetzen. Selbstkritisch muß gesagt werden, daß es den wenigen engagierten Leuten bislang nur selten gelungen ist, in den Betrieben in dieser Sache Breitenwirkung zu erzielen, die einen gewissen Druck nach oben hätte ausüben können. Die wenigen Beispiele von Mobilisierung (zum Beispiel die Solidaritätsaktionen für Peugeot oder auch die kurzen Mobilisierungsphasen anläßlich der Tarifauseinandersetzungen 9O und 91) deuten an, daß viel mehr möglich wäre. Will man der Firma nicht weh tun?
- Auf dem Gebiet der theoretischen Erarbeitung von Gegenstrategien angesichts der Internationalisierung des Kapitals ist nicht viel geleistet worden, weder auf gewerkschaftlicher Seite noch von kritischen Gewerkschaftern oder Wissenschaftlern. Die augenblickliche Hochkonjunktur der Marktwirtschaft macht das gewiß nicht leichter. Hin und wieder gelingen kleinere Abwehrkämpfe, aber alternative ökonomische und entsprechende soziale Lösungsvorschläge sind nicht vorhanden. Das erleichtert in der praktischen Auseinandersetzung die Position der Beigedrehten, deren Zahl und Einfluß im Augenblick wachsen. Leider.
- In dem weltweit tobenden Konkurrenzkampf der Giganten sind die betrieblichen und nationalen Arbeitnehmervertreter oft in der Grundhaltung des "Das Hemd ist mir näher als der Rock" befangen. So zeigen sich oft Betriebsegoismen, selbst innerhalb desselben Konzerns (Lieber die Gießerei in Mannheim behalten, auch wenn die in Stuttgart dabei draufgeht), oder deutlicher Chauvinismus (Das Geld, das wir hier in der BRD erwirtschaftet haben, soll auch hier eingesetzt werden und nicht die Löcher der spanischen Mißwirtschaft stopfen). Hier fehlt es oft an einem Blick auf die Gesamtheit der Interessen aller Beschäftigten.
- Ein weiterer Grund mag auch die Skepsis mancher Gewerkschafter gegenüber den Initiatoren sein: Kirchenleute und kirchliche Einrichtungen bleiben ihnen immer verdächtig. Und zudem sind in den Gruppen der Engagierten oft Leute mit fortschrittlichen und gewerkschaftskritischen Einstellungen. Die neu proklamierte Bündnisbereitschaft und die Suche nach neuer Streitkultur mögen da vielleicht Abhilfe schaffen in der Zukunft.
- Vielleicht spielt auch eine gewisse Berührungsangst vonseiten einiger Gewerkschaftsführer aus der BRD mit den realen Lebensbedingungen der ArbeiterInnen in Brasilien eine hemmende Rolle. Eine gewisse Zeit mit den Leuten dort zu leben, verändert ganz bestimmt die Sicht der Dinge.
- Schließlich ist das Sprachproblem nicht zu unterschätzen. Da fehlt es auf beiden Seiten an redlichem Bemühen. Aber dieses Problem, das zeigt die Praxis, ist durchaus zu überwinden. Warum sollten Gewerkschafter weniger in der Lage dazu sein als leitende Angestellte des Konzerns, die ja in großer Zahl nach Brasilien gehen und dort wohl nicht nur mit der deutschen Sprache zurechtkommen.

2.2 Erfahrungen mit kirchlichen Einrichtungen

Resümierend zitiert der Reisebericht der ersten Austauschgruppe zwei Eindrücke: "Audienz bei Kardinal Arns innerhalb von zwei Tagen, sein Kommentar: 'Für Gewerkschafter habe ich immer Zeit'" - "Ein deutscher Kollege: 'Die Kirche hier ist wie Hase und Igel: Wo wir hinkommen, ist sie schon da. Umgekehrt zu Deutschland: Wor wir sind, ist die Kirche nie.'"
Solche Äußerungen sind natürlich sehr global und einseitig. Zumindest im Kampf um das freie Wochenende hat sich die Kirche in der BRD als neuer Bündnispartner erwiesen und ist auch als solcher akzeptiert worden.
Für die internationale Solidaritätsarbeit haben sich einige kirchliche Einrichtungen, die von der Problematik der Arbeitswelt hier und von der 'Dritte-Welt'-Problematik betroffen sind, als eine Hillfe von fundamentaler Bedeutung erwiesen, zum Beispiel
- der Ökumenische Arbeitskreis Internationale Solidarität, der das erste Austauschprogramm organisierte;
- die Missionszentrale der Franziskaner in Bonn, die bei der Finanzierung der Programme und bei der Herstellung wichtiger Kontakte behilflich war;
- die Evangelischen Akademien in Friedewald und Bad Boll, die Tagungsort mancher vertiefender Seminare waren;
- der Leiterkreis der Evangelischen Akademien, der das Austauschprogramm 88/89 verantwortlich durchführte;
- das Industrie- und Sozialpfarramt Mannheim, das über Jahre hin zusammen mit den Gewerkschaften Wochenendseminare zu internationalen Themen gestaltete und das sich stark dafür einsetzte, daß Besucher aus Brasilien und Südafrika hiesige Betriebe besichtigen und mit Betriebsräten und _ Gewerkschaftsfunktionären diskutieren konnten;
- die Werkstatt Ökonomie in Heidelberg, die den ganzen Prozeß mit vielen wissenschaftlichen Beiträgen vertiefend begleitete,
- TheologInnen aus Brasilien, die in Heidelberg studierten und die dem 'Arbeitskreis Solidarität mit brasilianischen Gewerkschaften' über Jahre hin wichtige Impulse gaben und das Verständnis der

rasilianischen Situation erleichterten;
Theologen aus dem katholischen Bereich, die einen eil ihres Studiums oder kirchlichen Dienstes in rtasilien zugebracht hatten und mithalfen, die prachbarriere zu überwinden, und die bedeutsame enntnisse über Land und Leute vermittelten.
nsgesamt leisteten und leisten diese Leute große ulieferdienste für die gewerkschaftliche Arbeit - ugegebenermaßen nicht just-in-time, wie die Indutrie das heute von Zulieferern erwartet, denn die ewerkschaften können die angelieferten Komponenen noch nicht verarbeiten, aber dennoch rechtzeitig, enn der Aufbau internationaler Gewerkschaftsarbeit teht ja in vielen Bereichen erst am Anfang.

. Was bringt das alles?
Motivation und Ausblick

Unterwegs beim Schreiben und bestimmt auch beim esen ist wiederholt die berechtigte Frage aufgekomnen: Was bringt das Ganze nun eigentlich?
ür das kleine Häuflein in dieser Sache engagierter ewerkschafterInnen sicher eine Menge: der Horizont vird weiter. Lebendige Menschen aus einem anderen ontinent - in ihrer ganz anderen Geschichte, als rbeiterInnen im selben Konzern, in ihrer Lebensveise, in ihrem vielfach riskanteren Kampf um das berleben, in ihrem kulturellen Anderssein - werden eil des eigenen Lebens. Das wird dadurch reicher, rößer.
in ganzes Land rückt näher mit seiner komplexen eschichte, mit seiner Schuldenproblematik, mit ahlkämpfen, mit seinem unvorstellbaren Reichtum nd einer ebenso unvorstellbaren Ungerechtigkeit. ie es ein Teilnehmer an einem Austausch formulier-e: "Wie ist es möglich, daß es unter so viel Armut so iele mutige Leute gibt, die ihr eigenes Schicksal in ie Hand nehmen, sich organisieren, kämpfen?"
as ist die größte Bereicherung: Menschen zu treffen, ie aufbrechen und hoffnungsvoll manchmal im größten Elend neues Leben versuchen, mit viel eduld, Perspektive und Klugheit, gegen gigantische apitalmächte.
ls GewerkschafterIn lernt man viel dazu: wie von er Basis her gearbeitet werden kann, wie Betroffene inzubeziehen sind in Entscheidungsprozesse, mitenommen werden auf dem Weg der Auseinandersetung, in Niederlagen und Siegen.
reundschaft entsteht über die Meere hinweg, Nachichten sind mit Gesichtern bekannter Kollegen und ollegInnen belebt: das von Vicentinho, Tarcisio, Adi, enedito, Gilberto, Bananes, Reis, Genevaldo... Kurz: rfreulich, ermutigend, tief bewegend sind solche reffen, die das Engagement belohnen, ein Engagement, das ja neben der gewerkschaftlichen Arbeit hier uch manchmal viel Zeit, Energie und Geld kostet.
ür die Sache der internationalen Solidarität unter rbeiterInnen ist das alles ein winziger, aber nicht nbedeutender Beitrag, der entweder irgendwann versickert oder ausgebaut wird.
"Das Kapital muß rechnen, Arbeiter müssen miteinander reden". Wenn es zum gemeinsamen Kampf gegen die Machenschaften des Kapitals kommen soll, ist das bitter nötig. Dabei ist nicht nur die Sprachbarriere zu überwinden, sondern auch 'Übersetzungsarbeit' ganz anderer Art notwendig, die viel Kraft und Ausdauer erfordert. Wie schwer ist es doch, richtig zu vermitteln, wie die deutsche Gewerkschaft strukturiert ist, wie Betriebsrat und Vertrauenskörper funktionieren, welche Faktoren eine Tarifrunde beeinflussen. Und wie sorgfältig muß hingehört werden, wenn Brasilianer ihr Arbeitsrecht, ihre Gewerkschaftsgeschichte darlegen, wenn von Abfindung und Fabrikkommission gesprochen wird. Hier leistet persönlicher Kontakt zwischen KollegInnen einen wichtigen Dienst. Die Internationalisierung des Kapital verlangt Gegenwehr und Kommunikationsstrukturen, die international sein müssen. Damit sie effektiv sein können, müssen sie möglichst direkt sein, ohne zentralisierende Zwischeninstanzen, die sich manches Mal als Flaschenhals erweisen. Direkter Kontakt unter Belegschaftsmitgliedern ist da hilfreich. Anstoß ist er auch jetzt schon allemal, vielleicht erreicht er in Zukunft mehr Durchschlagskraft.
Die persönliche Bereicherung und die Einsicht in strukturelle Zusammenhänge und deren notwendige Konsequenzen lassen die Engagierten trotz manchen Gegenwinds weiterarbeiten, denn, um noch einmal Martin Kempe zu zitieren: "Die Antwort auf das weltweit agierende Kapital ist der Kampf für den alten, universellen Traum der Arbeiterbewegung, die demokratische, soziale Weltwirtschaft, in der alle Menschen frei und ohne Not leben können."

Fritz Stahl

Jenseits der Beschlußlage

Erwartungen eines brandenburgischen Pfarrers an die Gewerkschaften
Beitrag anläßlich einer Tagung der Evangelischen Arbeitnehmerschaft im Bereich der Ev. Landeskirche in Baden
Bad Herrenalb, November 91 von Willibald Jacob, Berlin

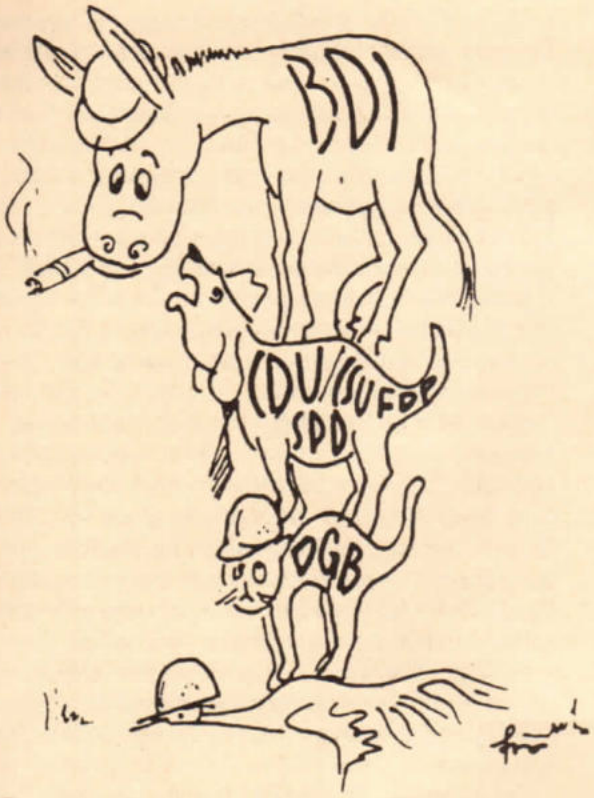
Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Ich freue mich, daß ich Euch noch so anreden darf. In Ostdeutschland machen wir z.Z. die Erfahrung, daß nicht nur die Genossinnen und Genossen, sondern auch die Kolleginnen und Kollegen abgeschafft werden. Wir sind alle nur noch Herren und Damen, ladies and gentlemen. Was geschieht da eigentlich? frage ich mich.
Viele Werktätige und ehemalige Werktätige, d.h. Arbeitslose, müssen sich sagen lassen, daß ihre bisherige Kollegialität am Arbeitsplatz, ja auch Solidarität, nichts gewesen sei als dumme Sentimentalität. Damit müsse jetzt Schluß sein. Jetzt werde gearbeitet und nicht mehr so viel die Köpfe zusammengesteckt (das gilt besonders für die Frauen!). Jetzt werde gearbeitet. Leistung! Da kann es auch schon einmal vorkommen, daß ein Unternehmer aus Westberlin dem 'Ossi' bescheinigt: "Du gehörst jetzt mir! Ich habe Dich gekauft, damit Du für mich arbeitest. Und nun schau nicht auf den Feierabend." - Wie viel ein jeder auf seiner Stelle verdient, sollte auch kein Thema mehr sein. Diskretion!
Solche und ähnliche umlaufende Stories aus der Arbeitswelt zeigen, daß Marx-Denkmäler zu Recht abgebaut werden und es wohl auch richtig war, Karl-Marx-Stadt in Chemnitz zurückzubenennen. Denn jetzt lernen wir tatsächlich nicht mehr von Bildwerken und Städtenamen wie die Analphabeten; wir lernen auch nicht mehr aus polit-ökonomischen Fibeln und schon gar nicht für den Pauker. Jetzt lehrt uns die Wirklichkeit des sozialen, ökonomischen und betrieblichen Lebens selbst. Wir machen neue Erfahrungen. Nur: Diese neuen Erfahrungen lehren uns die alten Weisheiten. Ein Betriebsratsvorsitzender aus der mittleren Generation, der sich nach Veränderungen in der DDR gesehnt hat, sagte mir letztens: "Karl Marx muß ein Genie gewesen sein. Er hat analysiert, was jetzt geschieht." Deshalb nochmals mit gutem Gewissen: Liebe Kolleginnen und Kollegen!
Ihr habt mir ein Thema vorgegeben, bei dem ich zuerst einmal sagen muß, wie ich zu den in den Gewerkschaften organisierten Kolleginnen und Kollegen stehe; wie meine Tradition zu ihnen steht, wie die Kirche zu den Gewerkschaften steht.

1. Seit wann hat ein Pastor Erwartungen an die Gewerkschaften?

Bis zum Jahre 1945 - grob gesprochen - wandte sich ein Pastor an die Familienvorstände (Väter und Mütter) und an die Honoratioren seiner Wohngemeinde, wenn er in Kontakt kommen wollte mit gesellschaftlich maßgeblichen Kräften. Zu denen gehörten in der Stadt Ärzte, Rechtsanwälte, Bankiers und allenfalls Ingenieure, auf dem Lande Gutsbesitzer und Großbauern. Er hatte damit Kontakt zu den führenden Klassen Deutschlands - direkt oder indirekt. Es bedurfte erst zweier von Deutschland angestifteter Weltkriege, des Faschismus und der Erkenntnis, daß Großkapital und Großindustrie diese Katastrophen mit zu verantworten hatten, damit Pastoren einen Blick für die unteren Schichten und Klassen der Bevölkerung bekamen, für die arbeitenden Menschen und ihre Repräsentanten in den Gewerkschaften. In der Kriegs- und Nachkriegszeit ging es nicht ohne das radikal ehrliche Eingeständnis ab: Die Arbeiterklasse und andere lohnabhänigige Schichten unseres Volkes haben sich weit von der Kirche entfernt. Aber nicht Glaube oder Unglaube hatte die Distanz geschaffen, sondern eine unterschiedliche Interessenlage. Kurz gesagt: Die Kirche wollte mit Hilfe der Alt- und Neureichen ihren Bestand sichern, die arbeitenden Klassen kämpften um ihr Überleben.
An dieser Stelle möchte ich einen Mann nennen, der uns nach dem 2. Weltkrieg die Augen geöffnet hat. Am 8. September 91 wurde er 8O Jahre alt: Horst Symanowski. Wir haben an diesem 8.9.91 mit ihm gefeiert. Er hat uns nochmals seine Geschichte erzählt. Später fragte ich ihn: "Horst, und was sagst Du zur heutigen Situation?" Seine Antwort: "Ihr müßt wieder von vorn anfangen, - von unten."
Als Horst Symanowski 1948 als Arbeiter in die Zementwerke Dykerhoff in Mainz ging, war seine Botschaft (und sie hat sich in der Ökumene ausgebreitet wie ein Buschfeuer): Nicht wir sollen Jesus Christus den Weg bereiten und zu den Leuten bringen. Er ist längst vor uns in den Betrieben und Institutionen bei den Menschen. Wir sollen seine Spuren entdekken. - Und so sind eine ganze Anzahl von uns Spurensucher geworden. Auch in der DDR. Es waren in den 4O Jahren DDR mehr Pastoren und Theologen in Betrieben tätig als in der BRD; nicht aus Not, sondern freiwillig, inspiriert von den Ideen Horst Symanowskis; angeregt von dem Bekenntnis der christlichen Gemeinde:
"Wir verwerfen die falsche Lehre, als gäbe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften." (Barmen 1934)
Niemand solle nun sagen, in der DDR gab es für Christen in der Arbeitswelt nichts zu suchen und nichts zu finden. Wir haben zumindest Menschen gefunden, auf die wir uns verlassen können, bis heute. Das will etwas heißen.
Ich selbst war 24 Jahre lang in der Straßeninstandhal-

ung tätig. Wir haben Schlaglöcher geflickt und ersucht, die Straßen befahrbar und sicher zu halten. Eine unendliche Geschichte! In den Jahren 73/74 war ch Vorsitzender einer betrieblichen Gewerkschaaftseitung und dann noch zwei Jahre lang Stellvertreter. Als meine Kollegen mich fragten, ob ich diese Funkion annehmen würde, fügte einer hinzu: "Willi, Du nußt allerdings wissen, daß Du keinen Dank ernten virst." Diese Warnung war zwar für mich wichtig, ber sie stimmte zum Glück nicht ganz.
Diese 14 Jahre in Volkseigenen Betrieben sind für



"Irgend etwas müssen wir falsch gemacht haben: Der da unten sagt jedenfalls keinen Ton mehr!"

nich eine unentbehrliche Zeit, wie ich glaube, daß lie 40 Jahre DDR für unsere Kirche unverzichtbar ind. Ich habe den Ort kennengelernt, an dem der Mensch seine beste Lebenszeit verbringt. Ich weiß eute, daß es ein Verstoß gegen die Menschlichkeit st, ihn herumzuschieben wie eine Ware. Wer das tut, reibt uns dem Abgrund zu. Die Massenarbeitslosigeit ist ein Ausdruck mangelnder Phantasie von Leuten, die früher die Menschen als Kanonenfutter uf die Schlachtfelder geschickt haben. Jetzt schieben ie sie in das Abseits einer Nicht-Existenz. Wer sagt, las sei betriebs- und marktwirtschaftlich notwendig, er schiebt Gott oder einem Schicksal die Verantwoung für seine eigenen Taten zu, in dem Fall für den orzeitigen stillen Tod von Millionen von Menschen. n Ost und West haben wir in den christlichen Gemeinden in den letzten 40 Jahren gelernt, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen ernster zu nehmen als in früheren Zeiten. Vielleicht hat die Konkurrenzsituation zwischen den Gesellschaftsordnungen uns aufmerksam gemacht. Jetzt scheinen wir in eine neue Phase der Sozialgeschichte einzutreten. Im Westen sind die Gewerkschaften ein Teil des Systems. Die jährlichen Tarifverhandlungen wirken fast wie ein Ritual. An der grundlegenden Spaltung der Gesellschaft in bevorzugte und benachteiligte Menwschen ändert sich kaum etwas. - Und im Osten? Ich fragte kürzlich einen alten Arbeitskollegen:"Was erwartest Du von der Gewerkschaft?" Er antwortete umgehend: "Nichts! Sie tun nichts gegen die Entlassungen, gegen die Warteschleifen. Alles ist ungesesetzlich. Bevor die sich besinnen haben die anderen schon gehandelt."
So durchzieht eine tiefe Skepsis, Mißtrauen, Angst und Wut die Gespräche, die wir im Osten seit einem Jahr führen.Eine zweite Wende hat stattgefunden. Ein LPG-Bauer (ehemaliger Großbauer) sagte mir kürzlich: " Wir sind alle betrogen worden, Alle! Früher in der DDR ging es uns besser, nur die Freiheit zum Reisen fehlte uns."

2. Woher hat der Westen seinen Wohlstand?

Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen. Die Umstrukturierung der Wirtschaft und des Sozialwesens im Osten, die faktisch und weitgehend einer Zerstörung ohne Aufbau gleichkommt, ist das Ergebnis eines Kampfes zwischen zwei Sozialsystemen. Dabei haben wir noch nicht voll begriffen, welcher Mechanismus uns erfaßt hat. Es ahnen aber viele (und das lähmt), daß die 'Hilfe', die uns bei der Rekonstruktion des Marktes und damit auch des kapitalistischen Systems zuteil wird, nicht durch Teilen zustandekommt, sondern nur als Kredit gewährt wird. D.h. wir werden die Milliarden, die uns jetzt geschenkt werden, mit Zins und Zinseszins zurückzahlen müssen.
Dazu kommt, daß wir ökumenisch geprägte Christen sind. Es ist nicht mehr möglich, uns im deutschnationalen oder europäischen Kontext mit Erklärungen abzuspeisen. Die Frage kommt auf: Woher hat der Westen das Geld und seinen Wohlstand? Hat er sie durch ehrliche Arbeit verdient oder lebt er vom 'Schuldendienst' der Entwicklungsländer, besser gesagt, der Ausbeutungsländer? Werden etwa die Milliarden, die Westeuropa den Armen raubt, an uns weitergereicht? Stützt hier ein Kreditgeschäft das andere? Ist das der ökonomische Mechanismus, für den wir im Osten jetzt mitverantwortlich werden? Wer klärt uns über die wirklichen ökonomischen Verhältnisse auf, in denen wir leben?
Der französiche Wirtschaftshistoriker Fernand Braudel kann uns bei der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen beraten. Er beschreibt in seiner dreibändigen Wirtschafts- und Sozialgeschichte (München 1990) das Geheimnis des Erfolges der Großkaufleute und Bankiers in Venedig, Genua, Amsterdam und London in den Jahrhunderten zwischen 1400 und 1800. Ihre

Handels- und Kreditketten reichten von Lateinamerika bis China. Die Fäden hielten sie in der Hand. Nur sie kannten die 'Partner' an den Enden der Ketten, ihre Arbeits- und Lebensbedingungen, ihre Stärken und ihre Schwächen. Erfolgreich verhinderten sie die Informationen rund um den Globus. - Mir scheint, das ist auch heute so, trotz Satelliten- und Kabelfernsehen. Ein sehr informierter Unternehmer sagte mir kürzlich: "Vermengen Sie nicht die Probleme der Entwicklungsländer mit den Entwicklungsproblemen Osteuropas." Ich finde, es ist an der Zeit, genau an dieser Stelle Glasnost einzuüben. In einer angemessenen Art und Weise sollte erläutert werden, wie wir alle durch eine Ökonomie miteinander verbunden sind, die den Anspruch erhebt, über den Markt die Welt zu beherrrschen.
Deshalb ist eine meiner Erwartungen an die Gewerkschaft, daß sie ehrlich diese Frage hilft zu beantworten: Woher hat der Westen das Geld, das er gibt? Wem diese Frage zu schwer ist, der sollte bedenken, daß für mehr und mehr Menschen diese schwierige Frage mit allen kleineren Fragen zusammenhängt, die heute nur schwer gelöst werden können.

3. Welche Vision hat die Gewerkschaft von unserer Zukunft?

Mir scheint, daß ich konkrete Erwartungen nur aussprechen kann, wenn ich gleichzeitig nach einer Vision für unser zukünftiges Zusammenarbeiten und Zusammenleben frage. Meines Erachtens gehören Konkretionen und Visionen zusammen. Brauchen wir nicht doch eine Welt ohne Ausbeutung des Menschen durch den Menschen? - Wir haben gelernt zu begreifen, daß wir selbst nicht überleben können, wenn wir gegen unsere Feinde Massenvernichtungsmittel einsetzen. Wir sind heute auf dem Wege dazu, zu erfassen, daß wir nur überleben werden, wenn auch die wieder menschenwürdig leben können, denen in den letzten 4O Jahren in den Entwicklungsländern die Lebensgrundlagen genommen worden sind.
Aber neue widersprüchliche Erfahrungen erschweren uns den Zugang zu Lösungen. Wir wissen zwar, daß sich auch unser betrieblich-wirtschaftliches Handeln ändern müßte; wir scheinen aber Zwängen zu unterliegen, die die Veränderung unmöglich machen.
- Mehr und mehr wird von Rechts bis Links die Einsicht vertreten, daß der Strom der Wirtschaftsflüchtlinge nur aufgehalten werden kann, wenn Hilfe im Ursprungsland der Flüchtlinge geleistet wird.
D.h. aber, daß der Kapitalstrom aus den sog. Entwicklungsländern in die Industrieländer unterbrochen werden müßte. Zinsnahme und innerbetrieblicher Gewinntransfer müßten durch die multinationalen Betriebe und Banken selbstkritisch überprüft werden, dazu die Bedingungen des Handels zwischen Arm und Reich.
- Die neue Doktrin in Ostdeutschland heißt: Konkurrenzfähig werden, ökonomische Übervorteilung und die sich neuerdings in der eigenen Gesellschaft zeigende Diskrepanz zwischen Armen und Reichen in Kauf nehmen.
Bei einem Besuch der Bischöfe Forck und Kruse in zwei Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, in denenGlieder meiner Gemeinde arbeiten, sagte ein Kollege: "Es entsteht neuer Reichtum in den Dörfern und eine neue Dorfarmut; auf welche Seite wird die Kirche treten?"

4. Ist ein solidarischer Betriebstyp möglich?

Aus allem bisher Gesagten entstehen für mich folgende konkrete Erwartungen, auch an die Gewerkschaften:
a. Es sollte die Möglichkeit offengehalten werden, Betriebe als sozial-ökonomische Zentren zu rekonstruieren. Die bisherigen sozialen Kämpfe und auch die Auseinandersetzungen der Gesellschaftssysteme drehten sich zu einem wesentlichen Teil um die Frage nach der Rolle des Betriebes im gesellschaftlichen, politisch-ökonomischen und sozialen Leben.
Bei dem momentanen hilflosen Systemwechsel sehen wir es in aller Schärfe: Der Betrieb als sozial-ökonomisches Zentrum soll zurückverwandelt werden in die Produktionsmaschine zum Zwecke der Profitmaximierung. Dabei ist der Konkurrenzdruck ein nationaler und internationaler, in dem wir uns fangen, weil er für uns im Osten plötzlich 'notwendig' wird. Nach wie vor stehen wir aber vor der Aufgabe, diese Art der Konkurrenzwirtschaft zu hinterfragen und uns die Hände und die Sinne freizuhalten für einen Betriebstyp, der soziale Aufgaben integrieren kann.
Ich erinnere an einige Aufgaben dieser Art, die wir in der DDR in den Betrieben übernommen hatten (wir sollten dieses nicht unbedingt vergessen):
- Sozial- Kranken- und Rentenversicherung als Aufgabe der betrieblichen Gewerkschaft
- Teilweise Arbeitsrechtssprechung in Konfliktkommissionen
- Umfassende Frauenförderung auf den Gebieten Bildung, Weiterbildung und vorbeugendem Gesundheitsschutz
- Rentnerbetreuung und Förderung von Behinderten
- Mitverantwortung für Altersheime, Kindergärten und -krippen, Wohnungsbau und -vergabe
- Förderung von Kunst, Kultur und Sport
- Rechtsformulierung nach Diskussionen in den Betrieben, um u.a. die Rechtstexte für den Laien verständlich zu machen.

Auch wenn nichts von alledem in der DDR-Zeit problemlos praktiziert wurde, erwarte ich doch heute von den Gewerkschaften, daß sie dieses Grundmodell für die Zukunft nicht außer acht lassen. Es könnte dazu dienen, die Aggressivität der Wirtschaft und die negative Art und Weise der Konkurrenz zu begrenzen und die Angst abzubauen, die das Wirtschaftsleben m.E. beherrscht.

b. In der DDR hatten wir ein gebrochenes Verhältnis der Gewerkschaft zur Ökonomie des Betriebes; einerseits übersteigert im Anspruch und in der

heorie (Mitentscheiden und Mitleiten), praktisch er gefesselt durch Grundentscheidungen des Planes nd der Partei. Dabei kam aber gerade in dieser Widersprüchlichkeit zum Ausdruck, daß es ein rundsätzliches Recht des Arbeiters und Angestellten bt, den Betrieb in zentralen Dingen mitzuleiten. Nur ist eine Mitverantwortung des Bürgers in Betrieb nd Kommune für den Weg der gesamten Gesellhaft möglich. Wie sich gezeigt hat, kann eine Partei e Mitverantwortung des Bürgers für die Wirtschaft er Betriebe und die Gestaltung des politischen ebens nicht ersetzen, so wie sich heute herausstellt, aß auch die Parteiendemokratie dieses nicht kann nd leisten darf. - Wie soll die Zukunft aussehen? iele Kolleginnen und Kollegen sagen uns, daß die itbestimmung im Westen gescheitert sei. Im Osten at kläglicherweise niemand erst dieses Thema ngeschnitten. Hier ersetzen vielmehr ABM (Arbeitsschaffungsmaßnahmen) und das Ausmaß der rbeitslosigkeit die Mitbestimmung oder schlagen sie t.

ach den ersten und tiefgreifenden Veränderungen on Betrieben in den letzten beiden Jahren entsteht ei mehr und mehr Menschen der Eindruck, daß wir as Verhältnis von ökonomischer Effektivität und oralischer Akzeptanz von Betriebs- und Volkswirtchaft neu bedenken sollten.Es stellt sich die Frage: Was heißt auf Dauer Wirtschafts- und Betriebsdemoratie, die nach innen und außen vernünftige Sozialerhältnisse und die Mitspracheverpflichtungen (nicht itsprachemöglichkeiten) realisieren w i l l? Solidarit z.B. mit den Schwachen, Armen und Fremden darf icht aus dem Betrieb verbannt werden, praktisch auf ie Straße wie in der Zeit nach Hoyerswerda.

n Betrieb, am Arbeitsort des Menschen, an dem er eine beste Lebenszeit verbringt, zeigt sich exemlarisch, wozu wir Menschen fähig sind; im Guten ie im Bösen. In guten Betrieben kann eine Belegchaft zusammenwachsen. Arbeit verbindet Menchen. Sie erfahren in gewisser Weise ihre soziale eiblichkeit. Wird ihnen dieser 'Leib' des Betriebes enommen, kkann kein Netz sie wirklich auffangen. eshalb eben haben wir in der DDR z.B. die Rentner engem Kontakt zum Betrieb gehalten, bei Feiern, urch Besuche u.a. - Es ist pure Idiotie zu meinen, an bekäme ohne weiteres wieder Belegschaften usammen, die auseinandergetreieben wurden. Aber ie soll ohne Stammbelegschaften ein ökonomischer nd sozialer Aufschwung bewerkstelligt werden? nd wie viele Jahre sind nötig, solche Belegschaften ieder hervorzubringen?

on den Gewerkschaften erwarte ich, daß sie diese imension kennen. Ich erwarte auch daß beim ufbau neuer Betriebe und Belegschaften die Aufabe der Wirtschaftsdemokratie, d.h. wirklicher itbestimmung von Arbeitern und Angestellten in en Betrieben in Angriff genommen wird.

. Müssen wir uns an alles 'Neue' gewöhnen?

um Schluß ergibt sich für mich die Frage, auch an die Gewerkschaften, ob wir die Entwicklung in Ostdeutschland wirklich als beispielhaft ansehen dürfen und können? Oft wird gesagt, die Entwicklung sei beispiellos und gleichzeitig doch bedeutsam für die Situation in anderen europäischen Ländern und Volkswirtschaften. Aber wir sehen auch: Die soziale und ökonomische Umgestaltung wird weithin von einem Geist der politischen Feindschaft und der Vergeltung getragen. Das ist nicht gut. Die Fehler der Planwirtschaft machen doch die Aufgabe nicht überflüssig, Gerechtigkeit und Solidarität in allen Lebensbereichen der Gesellschaft, auch im Bereich von Betrieb und Wirtschaft, anzustreben. Das ist kein frommer Wunsch, sondern entspricht den Lebensinteressen der Menschen heute, die das, was der Besatzungssozialismus nicht hat schaffen können, jetzt von der sog. sozialen Marktwirtschaft erwarten. Daß dies nun auch nicht ohne weiteres geht, erzeugt ein großes Erwachen und auch eine enorme Lähmung. Es stellt sich heraus, daß die 40-jährigen Versprechungen des Westens nicht realisierbar sind. Die westliche Werbung für das eigene System verdeckte dessen Schwächen. Der Verdacht kommt auf, daß das Wirtschaftsmodell Ludwig Erhardts doch nur Schaufensterfunktion hatte.

Heute zeigt sich, daß die soziale Komponente im westlichen System die Variable, das Veränderliche ist. Die konkurrenzwirtschaftliche Seite aber ist die Konstante, das Beständige. In Krisenzeiten stabilisiert sich dieses System auf Kosten der Schwachen und der unteren Schichten des Volkes. Wer etwas Anderes annahm, hat sich selbst und andere getäuscht. Die Suche nach einer Alternative wird nicht aufhören.

Die 'Landnahme' im Osten geschieht unter 'christlichem' Vorzeichen. Pastoren und andere Christen arbeiten, planen und regieren auf allen Ebenen mit. Das Ergebnis sind Dinge, die schon von Luther und Bodelschwingh bekämpft worden sind: Arbeitslosigkeit, Bettel und Obdachlosigkeit. Wer sagt: Nun hat ja die Kirche ihr Betätigungsfeld, seelsorgerlich und sozial, der möge bedenken: Wir brauchen eine gesellschaftliche Lösung, keine Lückenbüßerfunktionen für die kirchlich-caritativen Potenzen der Kirche. Wir stehen in der Gefahr, uns an die Massenarbeitslosigkeit zu gewöhnen und damit an die Demütigung von Menschen neben uns. Wie oft hören wir jetzt von Bekannten und Ratgebern aus dem Westen: "Ihr müßt euch eben daran gewöhnen." Sie meinen damit ein Denken und Leben in den Dimensionen von Effizienz und Konkurrenz. Aber müssen wir wirklich? Ist es verantwortbar, sich an eine Situation zu gewöhnen, von der gesagt wird, daß sie verändert werden sollte. Denn wir wissen, der Norden muß sich ändern. Gerade das Arbeiten und Leben in Beziehungen, die durch Effizienz und Konkurrenz bestimmt sind, erzeugt die Misere der Entwicklungsländer, die Armut von Millionen. Nun erfahren wir es am eigenen Leibe. "Wir dachten, wir kommen in den Westen, aber wir finden uns im Süden wieder."

Nach meiner Erfahrung und Erkenntnis ist der Betrieb als Arbeitsort des Menschen ein zentraler,

gesellschaftlicher Punkt, der zuerst verändert werden müßte, wenn uns die Erneuerung des Nordens, d.h. die Erneuerung der fortgeschrittenen Industrieländer gelingen soll. Ich hoffe auf die Gewerkschaften und erwarte von ihnen, daß sie in Zukunft viel wollen und wagen, nämlich einen sozialverträglichen und menschengerechten Arbeitsort als Ausgangspunkt für die Erneuerung der ganzen Gesellschaft. Das käme dem nahe, was der Ökumenische Rat der Kirchen 91 anmahnte: "Die Reintegration von Glaube und Wirtschaft ist eine Voraussetzung sowohl für die Erneuerung des Glaubens als auch für die Verwirklichung größerer wirtschaftlicher Gerechtigkeit. Wie bei anderen Dimensionen der religiösen Umkehr gehört zu einer glaubensorientierten Auffassung vom Wirtschaftsleben eine grundlegende Veränderung der Lebensrichtung, eine Abkehr von den Götzen der heutigen Gesellschaft und die Gründung unseres Lebens auf eine gläubige Beziehung zu Gott, zur Schöpfung und zum Nächsten." ... "Eine glaubensorientierte Wirtschaft beginnt mit einer Vision, in der der Gott des Rechtes (Jesaja 3.18), "der Recht schafft denen, die Gewalt leiden, der die Hungrigen speist" (Psalm 146.17), im Mittelpunkt steht. Sie versteht die wirtschaftliche Tätigkeit als ein Element des Bekenntnisses. Sie macht sich die biblische Sichtweise zueigen, daß der wirtschaftliche Bereich kein Selbstzweck ist, sondern ein Medium, durch das man Gott und den Nächsten, besonders den Armen, dienen kann."

Redebeitrag zur 'Hungerstreik-Dema' in Bonn am 29.4.89

Warum sind wir heute hier und setzen uns für die Gefangenen ein?
Wir sind hier - meine ich - micht nur wegen eines humanen Strafvollzugs, etwa für Verbesserungen, für Radios mit und ohne Kassettenteil, Sportgeräte, Backöfen - wie der Bundesstaatsanwalt aufgelistet hat, - sondern wir setzen uns dafür ein, die Gefangenen als Menschen, auch als politische Menschen, ernst zu nehmen.
Das Nicht-ernstnehmen, die Ruhigstellung ist inhuman. Die Diskussionsverbote in den Gefängnissen und draußen sind inhuman. Gegen unsere gefangennehmende Gesellschaft, gegen Gefängnisdirektoren, gegen Gefängniswärter in der Politik, in der Wirtschaft, auf der Behörde, stehen wir hier und laufen durch das Hauptdorf Bonn, in dem die scheinbar Mächtigen regieren. Doch wir wissen, den Mächtigen, den Privilegierten, denen die die Gefängnisse für ihren Machterhalt brauchen, werden wir hier nicht begegnen. Ihre Machtanmaßung führt zu Ausgrenzung Andersdenkender, zu Aussperrung, zu Gefängnissen und zu Gefängnissen in den Gefängnissen.
Die Zentren der Machtanmaßung sind nicht in Bonn, sondern über das ganze Land verteilt. Hier ist die Behörde der Legalisierung dieser Machtanmaßung und der Ausgrenzung, der Verachtung, des Pokerns mit Menschenleben, nicht nur von Hungerstreikenden. Diese Erfahrung haben Gefangene, Asylbewerber, Kranke, die Länder der 3. Welt hier in Bonn oft gemacht.
Ich denke, wir sind hier, um laut HALT zu schreien, HALT so geht es nicht mehr weiter: die Gefangenen, ich meine alle, die Ausländer, die Kranken und die sonst Beiseitegeschafften und in den Tod Getriebenen und die Ausgewiesenen, sie gehören alle zu uns! Wir lassen uns nicht trennen!
Es geht nicht nur um ihre Freiheit, ihre Menschenwürde, sondern auch um unsere. Ich bin hier als Christ. Die Christen - so lese ich in der Bibel - sind aufgerufen, die Befreiung der Gefangenen zu verkündigen. Das steht bei den Propheten und das ist ein wichtiger Programmpunkt im Leben Jesu. Jesus hat den ersten Schritt getan, er hat sich nicht trennen lassen von den Gefangenen, ist selbst Gefangener geworden, gefoltert, umgebracht worden.
Die Aufforderung, die Befreiung der Gefangenen zu verkündigen, heißt also für mich als Christ ersteinmal, mich nicht innerlich von den Gefangenen zu trennen, mich nicht für etwas besseres zu halten, sondern notfalls bereit zu sein, selbst Gefangener zu werden; notfalls - das ist nicht das Ziel, sondern das Ziel ist eine Gesellschaft in der Privilegien, Machtanmaßung abgebaut werden und damit Gefängnisse und Polizisten mehr und mehr überflüssig werden.
Mich diesem Konflikt zu stellen, dazu fühle ich mich durch meinen Glauben besonders herausgefordert.
Deshalb bin ich heute hier, laut zu schreien: HALT, so geht es nicht weiter!
Aber ich bin auch hier mit meiner Erfahriung als Arbeiter in einem großen Konzern. Ich spreche nicht als Vertreter einer Gewerkschaft. Natürlich habe ich mich darüber gefreut, daß in meiner Gewerkschaft, der IG Metall, diesen Monat eine zentrale Bundesjugendkonferenz stattgefunden hat und die Delegierten aus Hamburg und Berlin durchgesetzt haben, daß die 900 Teilnehmer über den Hungerstreik der Gefangenen diskutiert haben. Sie waren der Meinung, daß wir nicht nur nach Chile, El Salvador, Iran oder in die Türkei sehen dürfen und protestieren, sondern auch in unsere Knäste und reagieren.
Als Arbeiter habe ich Erfahrungen mit der Gewalt des Kapitals. Das oberste Gebot ist Ruhe.Das ist unmenschlich. Die unmenschlichen Lebensbedingungen fangen auf der Arbeit, im Stadtteil, auf dem Sozialamt usw. an und enden im Gefängnis.

h will keine Ruhigstellung! Den Arbeitern wird ein chtes Mitspracherecht verweigert und den Gefangeen sogar die Diskussion untereinander. Wegen ieser Zusammenhänge bin ich heute hier!
er Zusammenschluß von Mercedes und MBB und ie Härte gegen die Gefangenen, da gibt es einen usammenhang!
as Verdrängen der Christen, daß im Mittelpunkt ires Glaubens ein Gefangener, ein Gefolterter, ein rmordeter steht, und das gesellschaftliche Unvermögen, sich vom Hungerstreik der vielen Gefangenen icht herausfordern zu lassen, also die eigene verannte Geschichte der letzten 20 Jahre neu zu sehen, a besteht ein Zusammenhang! Wir erleben heute neu ie staatliche Gewalt und vielleicht auch deren ewalttäter. Lassen wir uns nicht zu Taten provozieen, die wir im Interesse unserer Anliegen über den eutigen Tag hinaus nicht wollen. Sehen wir auf die efangenen! Sehen wir auf die Ausbeutung in der esellschaft und setzen wir uns für eine Gesellschaft in, die keine Gefangenen mehr nötig hat.

hristian Herwartz

Licht aus dem Knast

'Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott. Alles ist durch das Wort geworden, und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfaßt.' Joh.1,15

Diese Worte standen am Anfang meiner Beziehung zu den Gefangenen. Die Vorstellung, daß Menschen in Isolationshaft leben müssen, ohne Möglichkeit zur Kommunikation, ist mir unerträglich. Soviel Unmenschlichkeit erweckt mein Mit-Gefühl.
Durch den Brief der Christeninitiative für eine politische Diskussion zusammen mit den Gefangenen wurde mir plötzlich bewußt gemacht, wie Leben verhindert wird. Das ist etwas, das ich für mich und für meine Kinder nicht will. Und weil ich es für mich nicht will, wollte und mußte ich Stellung beziehen. Deswegen unterschrieb ich den Brief der genannten Initiative. Ich wußte freilich nicht, was auf mich zukommen würde. Ich war bereit, das beleuchten zu lassen, was ich bislang weit weggeschoben und verdrängt hatte. Durch die Beziehung zu dem Gefangenen Günter bin ich einbezogen, bin ich mittendrin in dem

- was es für Menschen bedeutet, weggesperrt und ausgegrenzt aus der Gesellschaft zu werden, um eben diese - und mich!? - zu schützen;
- was es heißt, beurteilt zu werden nur 'nach Aktenlage' ohne Veränderungen wahrzunehmenn;
- was die Macht der Justiz und die Ohnmacht der Verurteilten anrichten;
- wohin Nicht- unterwerfen, Nicht- anpassen der Herrschaft von Geld und Konsum führen.

Nach 20 Monaten Gefangenenbesuche möchte ich sagen, daß ich mich sehr bereichert fühle. Ich sehe: Licht leuchtet in der Finsternis Knast, dort, wo ich es nicht vermutet hatte.
Manchmal weiß ich selbst nicht, woher ich die Hoffnung nehme, ich könnte zusammen mit den Gefangenen im Widerstand Leben verändern, menschenwürdiger leben. Aber jeder Besuch und jeder Kontakt, in dem ein Mit- und Füreinander wächst, läßt mich meine Kraft spüren, zu widerstehen, wo mein Leben und das Leben anderer beschnitten wird. An diese Kraft glaube ich. Und ich bin dankbar und froh, gemeinsam mit Freunden Widerstehen lernen zu können.

August 1992 Mathilde Reinhard, 4409 Havixbeck

Ostermontag bei Fritz

Anfang des Jahres hörte ich: Fritz Steindl ist schwerkrank. Er hat Knochenkrebs. 18 Jahre hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Fritz hatte noch als Student im Sommer 66 begonnen, untertage in Prosper II zu arbeiten. Anfangs wohnte er in Bottrop in einem Arbeiterwohnheim, ab 68 in Plankenschemm 23, mitten in einer Bergarbeitersiedlung. Andere Dominikaner zogen nach. Einige von ihnen arbeiteten auch längere Zeit in manuellen Berufen.

Fritz engagierte sich bei der Grubenwehr, wurde im Pütt nach einigen Jahren von der Arbeit vor Ort freigestellt, engagierte sich für die Einführung von Revierbesprechungen und wurde zu einer Art "Sozialsteiger" - gleichzeitig wurde er Subsidiar und später Pfarrer (1973) in der kleinen Stadtrandpfarrei St. Antonius.

Fritz habe ich bei dem Treffen der Arbeiterpriester in Mainz kennengelernt. Nach meiner Erinnerung wurde damals besonders mit ihm - auch einmal vor laufender Fernsehkamera - heftig um mögliche Wege in der Arbeiterklasse gerungen. Er war dabei ein engagierter Verfechter seines Weges, die Liebe zu seinen Kumpeln und ein kirchlich reformerisches Engagement zusammen zu bringen.

Unvergessen bleibt für mich eine Grubenfahrt mit ihm und die sechs Wochen im Sommer 74, wo wir, - Michael Walzer und ich - während eines Betriebspraktikums bei den Dominikanern in Plankenschemm wohnten. Von dieser kleinen Gemeinschaft hatte ich zwar in der Zwischenzeit noch einige Male gehört, einige von ihnen z.B. bei Friedensdemos gesehen, doch Fritz nicht. Er kam nicht mehr zu den Treffen nach Mainz/Ilbenstadt; wie würde er nun am Telefon reagieren? Er hat sich gefreut und sofort von seiner Krankheit erzählt: in seinem Tatendrang hätte er 10 Jahre frühe Anzeichen für seine jetzige Krankheit ignoriert; jetzt sei es dran, sich auf seinen Tod vorzubereiten; und er habe noch zwei Anliegen: den Stabwechsel in der Verantwortung für das Umweltengagement im Stadtteil der Antonius-Gemeinde (die Dominikaner wohnen in einem anderen Stadtteil) und die Vorbereitung der Gemeinde, ohne Pfarrer selbständig weiter bestehen zu können.

Ostermontag habe ich ihn in Bottrop besucht. Fritz hatte gerade eine Chemotherapie hinter sich (sein bewußt letzter Therapieversuch), während der er vor Schmerzen nicht mehr einen Satz denken konnte, wie er sagte. Er war stark abgemagert, ich sollte ihn nicht kräftig umarmen, da ihm sonst die Knochen brechen - aber sonst der alte. Wir haben zusammen gegessen und er hat von der Vorbereitung auf seinen Tod gesprochen. Jeder würde da wohl seinen eigenen Weg gehen müssen und er den seinen nach all den Aktivitäten. Die Grubenwehr habe er letzte Woche gebeten, seinen Sarg zu tragen. Sein Weg sei schon eigentümlich: Arbeit im Pütt, Einsatz für den Erhalt der Arbeitsplätze und in den letzten Jahren gegen Industrieansiedlung. Ausführlich hat er erzählt, wie der Stadtteil plattgemacht werden sollte: erst keine Reparaturen an den Straßen, alles mehr und mehr verkommenlassen, Vertreibungspolitik und dann sollte eine Müllverbrennungsanlage gebaut werden - also ein Engagement für den Stadtteil gegen diese neuen Arbeitsplätze. Ich habe aus den Erzählungen die Frage herausgehört: Ich bin doch trotzdem unserem ursprünglichen Anliegen treugeblieben - oder?

Um der größeren Wirksamkeit willen hat sich Fritz ab 1975 wieder mit seinem Ordensnamen Pater Markus ansprechen lassen und auch erreicht, daß z.B. das Umweltengagement von den anderen Gemeinden in Bottrop mitgetragen wurde. Er sah da einen Zusammenhang. Mir wurde später gesagt, daß man mich an der Anrede "Fritz" als einen alten Bekannten erkennen könne, später habe er diese "private" Anrede nicht mehr geduldet.

Ich habe ihn zu unserem 20-Jahre-Treffen im Oktober nach Ilbenstadt eingeladen. Darüber hat er sich gefreut und sich das Datum mit Wegbeschreibung notiert. Nach sehr schmerzhaften Wochen im Krankenhaus ist Fritz am 19.7.92 in Bottrop gestorben. Eine Frau aus der Gemeinde hat den Eintrag "Ilbenstadt" im Kalender gefunden und gesehen, wie Fritz mit viel Liebe alle Einzelheiten notiert habe, also bemerkt, wie wichtig ihm dieses Datum gewesen sei. Sie hat daraufhin einige Male in Berlin angerufen, um uns seinen schnellen Tod anzuzeigen.

Christian

Am 19. Juli 1992 starb im Alter von 58 Jahren

Pater Markus Steindl

Die Menschen am Rande unserer Gesellschaft verlieren einen Freund und einen Streiter für ihre Rechte.

Er wird durch sein Werk weiterleben.

Margarete Rettek
Straffälligenhilfe
St. Antonius e.V.

Franz-Josef Willenborg
GeDiRec - Gesellschaft
für Dienstleistung und
Recycling e.V.

Norbert Müller-Fehling
ISIA - Initiative St. Antonius
Hilfe für junge
Erwachsene e.V.

Ruhrnachrichten am 21. 7. 92

hronik

.-18.6.72 Mainz, Oblatenkloster
eihumberichte, Motivation, Selbstverständnis

erbst 72: ebenso

rühjahr 73: "Solidarität", Sammlung schriftlicher ositionen nach außen

erbst 73, Mainz: Diskussionen der Vorlage (grünes apier)

rühjahr 74, Mainz: Diskussion der überarbeiteten orlage

erbst 74, Mainz: Auseinandersetzung über Selbstrständnis, Aufteilung in Arbeitskreise

rühjahr 75, Mainz: Fritz Steindls "Komzept" (ZDF-ufnahme)

erbst 75, Richard Mayers "Konzept"

rühjahr 76, Wer ist Arbeiterpriester? (Abgrenzungsapier)

erbst 76, Sammlung wichtiger Themen (Wandtafel) nd Arbeitskreise, z.B. Rationalisierung und Arbeitsosigkeit, Ausländische Arbeiter

.-29.5.77, Mainz: Nach Vorbereitung in regionalen Treffen: a. Berichte von den gesellschaftlichen Zusammenhängen, von denen der einzelne ausging, b. Zusammenhänge, die ihm neu aufgingen, c. umfassende Zielvorstellungen, in die er sein Handeln einordnet - gemeinsames Hinterfragen der Grundeinsichten.

Herbst 77, Kirche

26.-28.5.78 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Arbeitslosigkeit anhand der Vorbereitungspapiere der Einzelnen aus ihrem konkreten Erfahrungsfeld

10-12.11.78 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Unsere Mitarbeit in politischen Gruppierungen

27.-29.4.79 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Wie haben unsere Aktivitäten (Arbeit, Gewerkschaft, politische Gruppierungen, Wohnviertel, Kirche etc.) unser Verhalten beeinflußt und verändert?

9.-11.11.79 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Klassenlage, Klassenbewußtsein, Arbeiterbewußtsein bei unseren Kollegen und bei uns selbst

9.-11.5.80 Mainz: Unser Bild von der gesellschaftspolitischen Situation und den daraus sich ergebenden Konsequenzen. Eingehende Diskussion anhand vom Kapitel "Pluralismus: vom Spaß an der Vielfalt" aus: N. Blüm, Gesellschaft zwischen Allmacht und Ohnmacht (1979) und von Georg Casalis, Evangelisation und Politik im Kontext Westeuropas in: Junge Kirche 1997.

21.-23.11.80 Mainz, Oblatenkloster
Thema: 1. Welche Sehnsüchte, Erwartungen und Leiden haben die Menschen, die mit uns leben?
2. Welche Antworten gibt die konkrete Kirche (wie wir sie erleben) und könnte sie uns geben (laut Evangelium)?
3. Konsequenzen

22.-24.5.81 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Arbeit in vier thematischen Gruppen, die sich im Nov.8O gebildet hatten
a) Mitarbeit in kirchlichen 'Randgruppen'
b) Leben und Arbeit unter soziologischen 'Randgruppen'
c) Mitarbeit in K-Gruppen und unser Leben in Distanz zur Kirche
d) Thema offen

6.-8.11.81 Mainz, Oblatrenkloster
Thema: Welchen Sinn hat unser Engagement im Betrieb?
Wir sind als Priester angetreten. Was bedeutet das für mich selbst und für die Arbeiterklasse?
Friedensproblematik

7.-9.5.82 Mainz, Oblatenkloster
Thema: 1. Arbeitslosigkeit und Sozialabbau
2. 1O Jahre Arbeiterpriesterkonferenz

29.-31.10.82 Mainz, Oblatenkloster
Thema:1. Massenentlassungen
2. Stellungnahme zum Wort der Bischöfe 'Pastorale Anregungen zum Problem der Arbeitslosigkeit'

6.-8.5.83 Mainz, Oblatenkloster
Thema: 1. Auseinandersetzung mit der Bischofkonferenz bzgl. unserer Stellungnahme vom November 82. Dialog mit der Bischofskonferenz
2. Fachtagung IKvU zum Thema Wirtschaftsordnung und Arbeitslosigkeit. Unsere Mitarbeit.

4.-6.11.83 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Ausländerfeindlichkeit

17.-19.2.84 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Was tun wir und tun wir etwas in der Krise (Ausländerfeindlichkeit und Arbeitslosigkeit)?

9.-11.11.84 Mainz, Oblatenkloster
Thema: Unsere Beteiligung und unsere Erfahrungen beim Arbeitskampf um die 35-Stunden-Woche

10.-12-Mai 85 Mainz
Thema: a. Was machen die Arbeitsbedingungen mit uns/aus uns? b. Welche Gestaltungsmöglichkeiten haben wir? c.Verbindet sich Hoffnung mit dem Alltag unserer Arbeitsbedingungen? d. Halten sich Perspektiven durch?
Zwei Papiere waren als Beschlußhilfe erstellt: Zur Problematik des Kampfes gegen die Theologie der Befreiung und zur Rolle der dt. Kirche dabei .

8.-10.11.85 Mainz
Thema: Angriffe der Unternehmer auf die Arbeiter und ihre Organisationen: man denke an die Flexibilisierung der Arbeitszeit, an Leiharbeit, Teilzeitarbeit, Beschaftigungsförderungsgesetz, Änderung des Betriebsverfassungsgesetzes, Reaktionen, Gegenwehr?

2.-4. Mai 1986 Mainz
Thema: Wie hat sich unsere Glaubensgeschichte im Engagement in der Arbeitswelt entwickelt? Wie könnte sie sich weiter entwickeln?

Fragen und Texte beim Gottesdienst: - Konkrete Erlebnisse können unserem Leben eine ganz neue Richtung geben. Was hat uns damals auf den neuen Weg gebracht? - Wer aufbricht, muß Gewohntes zurücklassen.. Wovon haben wir uns trennen müssen? - Wer aufbricht, findet Neues. Was haben wir in unserem neuen Leben gefunden? - Die Situation hat sich geändert und zugespitzt. Worin? neue Schritte sind nötig. Wie sollen sie aussehen? - Die Lage ist schlimm. Trotzdem ist es auch ein Geschenk, gerade heute zu leben. Wo empfinden wir das?

24.-26.10.1986 Mainz
Frauen in der Arbeitswelt - Typische Formen der Unterdrückung und Unterbewertung der Frau - auf psychologischer, sozialer und wirtschaftlicher Ebene. Kontakt zu chilenischen Arbeiterpriestern beschlossen, Besuch für 87 geplant.

8.-10. Mai 1987 Mainz
Mehr Solidarität in Betrieb und darüber hinaus. Wie können wir dazu beitragen?

23.-25.10. 1987 Mainz
Welche Perspektiven haben wir in unserer Arbeit und wie werden sie in Zusammenarbeit mit alten und neuen sozialen/- politischen Bewegungen gefordert oder nicht? Welcher Traum, welche Hoffnung, welche Utopie treibt uns?

6.-8. Mai 1988 Ilbenstadt
Wir haben uns alle durch die Begegnung mit dem Jesus des Evangeliums auf den Weg zu Menschen am Rande der Gesellschaft begeben. Wozu treibt uns das heute? Begegnung und Begleitung einzelner Menschen - in Organisationen mitzuarbeiten und Verantwortung zu übernehmen: Schwerpunkte, Veränderungen auf dem Weg, Glaubenskorrekturen.

25.-27.11. 1988 Ilbenstadt
Blick auf den Rand der Gesellschaft, auf die 4. Welt. Beschreibung der 2/3tel Gesellschaft. Wie komme ich mit dieser Wirklichkeit in Berührung? Welche Erfahrung mache ich mit den so betroffenen Menschen?

zusätzliche Fragen: Wer strickt an der Spaltung mit? Fangen die neuen Ränder nicht schon drinnen an? Wie können wir die Kräfte zusarnmenführen, die drinnen und draußen sind? Sind wir unserem anfänglichen Aufbruch treu, wenn wir im Betrieb bleiben?

2.-4. Juni 1989 Ilbenstadt
Wie begegnen wir Internationalität? Wie gehen wir damit um? Wie sind wir defacto in internationalen Beziehungen verwoben: Arbeit (Produktionsverflechtungen, Erpressungsmechanismen..) Bewußtsein der ArbeiterInnen (Fremdenhass, Solidarität) persönlicher Alltag (Verkehrsmittel, Warenangebot, Medien) Gegenwehr, Erfahrungen

27.-29.10. 1989 Ilbenstadt
Europa 1992: Wie erlebt ihr die Befürchtungen? Welche Chancen seht ihr? Von was träumt ihr?
Themen am Rande: Verschuldung weltweit; Wunsch nach theologischer Reflexion mit uns nahestehenden Theologen

3.3.-1.4.90 Ilbenstadt
Thema: Was macht der sogenannte Sieg des Kapitalismus mit uns und mit unseren Hoffnungen? Wie können wir uns und unsere Motivation erhalten in winterlicher Zeit?
Aus der Einladung: Warum ist der Sieg des Kapitalis-

mus, den wir jetzt auch in Osteuropa erleben, solch ein Angriff auf unsere Hoffnungen? Wie wirken sich die Veränderungen dort in unseren Kämpfen aus? Was setzen wir dagegen?
Können wir und unsere gesellschaftlichen Gruppen von den Veränderungen in der DDR lernen?
Wir wollen unser Leben mit Anderen teilen, wir wollen aber auch dazu beitragen, daß sich die Gesellschaft ändert. Wie sehen wir das Verhältnis von beidem in einer Zeit, in der uns der kalte Wind stärker ins Gesicht bläst?
Von den Leuten: Aus der DDR nimmt Johannes Brückmann, Ingenieur und evang. Theologe, zum erstenmal an unseren Treffen teil.
Auf unsere Überlegungen hin, 'theologische TheoretikerInnen' miteinzuladen, um durch ihre Beobachtungen/Fragen zu lernen, kommt Kuno Füssel aus Münster, äußert Luise Schottroff aus Kassel Interesse, ist aber dann doch verhindert.

.-11.11.90 Ilbenstadt
Thema: Erinnerung an 100 Jahre Sozialenzyklika Rerum Novarum, sollten wir unsere Gedanken, unsere Erfahrungen in Zusammenhang damit zur Sprache bringen?
Aus der Einladung: Vorschlag für folgende Schwerpunkte:
Wie sehen wir unsere prophetische Rolle? Wo sehen wir bei uns Identifizierungen mit den gegnerischen Interessen? Was entdecken wir an religiösen Werten um uns herum? Wie machen wir den christlichen Glauben erfahrbar?
Aus der Diskussion: Wieder mal eine heiße Diskussion, ob wir ein Kreis sind, der sich öffentlich äußern kann/soll/muß...

2.-14.4.91 Ilbenstadt
Thema: Versuch an dem beim letzten Mal diskutierten Papier weiterzuarbeiten... dazu aus der Einladung:
Gemeinsam ist uns die Suche nach Möglichkeiten, den Alltag mit Menschen zu teilen, die am Rand unserer Gesellschaft leben. Diese Suche hat uns an Orte geführt, an denen wir selbst in Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Prozessen verschiedene Erfahrungen gemacht haben.
Wir wollen versuchen zu sehen, d.h. unsere Arbeits- und Wohnsituation und unser Engagement darzustellen, mit seinen Entwicklungen, seinen Widersprüchen, seinen Möglichkeiten.
Wollen versuchen zu urteilen, d.h. in den beschriebenen Entwicklungen wollen wir Werte aus der biblischen Tradition wiederfinden.
Es stellt sich die Frage nach dem Handeln, d.h. wir wollen hier die Möglichkeit zur Selbstverpflichtung geben...
Von den Leuten: Am Samstagabend berichtet Clemens Ronnefeldt vom Friedenscamp im Irak. Die Betroffenheit durch den Krieg am Golf zieht sich durch alle Berichte.

4.-6.10.91 Ilbenstadt
Thema: Grob umrissen.. die deutsche Einheit...
Aus der Einladung: Vom Thema deutsche Einigung sind die BerlinerInnen sicher noch unmittelbarer betroffen als andere, die viele Kilometer entfernt von der alten Grenze leben. Aber den Auswirkungen auf uns alle wollen wir in diesen Tagen nachgehen.
Wir merkten, wie in den Geschehnissen/Entwicklungen der letzten zwei Jahre das ganz Konkrete (der Alltag auf Arbeit.. auch das Leben in der Stadt, im Stadtteil) und das ganz 'Unkonkrete' nämlich unsere Träume, Hoffnungen, Lebens- und Weltentwürfe berührt und verändert wurden.
Von den Leuten: Der Versuch, mehrere aus der ehem. DDR zu uns einzuladen, scheitert; Johannes Brückmann bleibt der einzige. Er schildert eindrücklich, wie rasend die Veränderungen laufen, wie das 'Westliche' einfach alles überrollt, wie schwer es ist, dabei mitzukommen oder gar mit- bzw. entgewgenzuwirken. Johannes ist seit Junie 91 Landrat im Kreis Nettstadt...

27.-29.3.92 Ilbenstadt
Thema: 500 Jahre Conquista - und wir..
Aus der Einladung: Nach dem Blick auf Ost-West ging der Blick (schon im letzten Oktober) In Richtung Nord-Süd: 'Vergißt' Europa den Rest der Welt und verbarrikadiert sich? Verdrängen die hausgemachten Probleme die in anderen Kontinenten verursachten? Wie gehen wir mit den Einsichten um: Kolonialismus dort und Rassismus hier?
Wo berühren uns solche Fragen in unserem Alltag, auf Arbeit oder im Stadtteil? In welches Engagement bewegen sie und wie steht solches Engagement zum Ort der Arbeit? Welche Spannungen entstehen durch unsern Blick über den Tellerrand? Wo finden wir BundesgenossInnen und Weggefährten?
Vom Treffen selbst: Das Herbsttreffen wird das Zwanzig-Jährige sein. Ideen kommen auf zur Erstellung einer Dokumentation, zum Aufarbeiten von Geschichte, zur Einladung an die, die mitangefangen haben. Wer waren die damals und wer sind wir heute? Was stand am Anfang und was ist geworden...?

Bücher und Zeitschriften

Arbeitskreis Kirche und Gewerkschaften: Machen wir uns auf den Weg, Schritte zur internationalen Solidarität von brasil. u. dt. Gewerkschaften. Brasilienkunde-Verlag Mettingen.

Alfred Ancel Wege zum Bruder Lahn-Verlag Limburg 1964

Noel Barré Arbeiterpriester IHS (Jesuitenmission Zürich) 1/1989

Ägid Van Broeckhoven Freundschaft in Gott Johannes Verlag, Einsiedeln 1972

Bund der Religiösen Sozialisten: Als Christ Sozialist Juni 1991

Angelika Daiker: Die Kleinen Schwestern Jesu, kontemplativ mitten in der Welt - Frauen im Spannungsfeld von Mystik und Politik, Herder Freiburg 1992

Christian Gremmels u. Franz Segbers (Hrsgb) Am Ort der Arbeit - Überlegungen zu einer Theologie der Arbeit, Kaiser/Grunewald

Hanns Heim: Was geht uns eigentlich die Arbeit an? Petrusblatt Oktober 87

Christian Herwartz: Solidarisch Leben, Korrespondenz für Exerzitien, Heft 22 1975

Thomas-Dietrich Lehmann: Kirche, die aus der Reihe tanzt, Alektor Verlag Berlin 1992

Karl Möhring: Kirche und Arbeiterschaft - Denkanstöße aus meinen Erfahrungen, Dienste 1/78 (Anregungen der Sekretariate der Nordwestdeutschen Franziskanerprovinz)

Hannjörg Neundorfer/Christel Wagner: Fabrikerfahrung Grunewald, Mainz 71

Hannjörg Neundorfer: Rückblick auf drei Jahre Arbeit als nebenamtlicher Pfarrer, Diakonia 6, 1975

Henri Perrin: Tagebuch eines Arbeiterpriesters, Furche-Verlag 64

Henri Perrin: Briefe und Dokumente aus dem Nachlaß, Kösel München

Paul Schobel: Dem Fließband ausgeliefert, München/-Mainz 81

Gregor Siefer: Die Mission der Arbeiterpriester, Hans Driewer Verlag, Essen 60

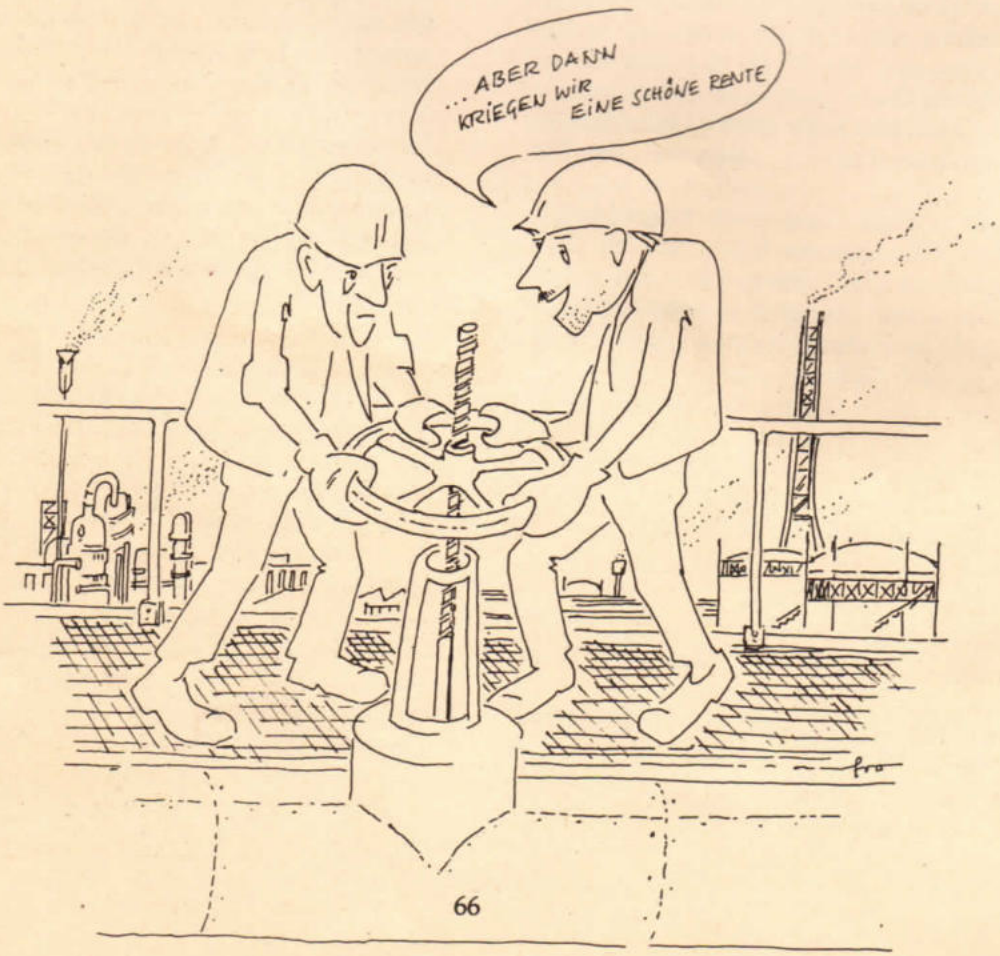
Fritz Steindl: Als Priester in einem Bergwerk, Unser Dienst Nov/Dez 69

Horst Symanowski/Fritz Vilmar: Die Welt des Arbeiters, Junge Pfarrer berichten aus der Fabrik, Stimme Verlag Frankfurt/M. 63

Arnold Willibald: Kirche in der Arbeiterschaft, ein Erfahrungsbericht aus Frankreich und Spanien, Unser Dienst Juli 72

Unser Dienst, Juli bis Oktober 72: Priester die im Betrieb arbeiten

Unser Dienst Mai bis Juni 72: Richard Mayer, auf der Suche nach einer glaubwürdigen Kirche.



Nachwort

Diese Dokumentation, so bescheiden sie ist, fiel uns nicht leicht. Gibt es überhaupt ein gemeinsames Wir, das sich zwischen zwei Buchdeckel pressen läßt? Nun es gibt zumindest eine gemeinsame Geschichte von halbjährlichen Treffen über zwanzig Jahre hinweg. In dieser Geschichte gab es - besonders zu Anfang - auch energische Abgrenzungen, vor allem gegenüber einem bezahlten Kirchenfunktionärstum (auch wenn oder vielleicht gerade weil einige von uns aus einer solchen Vergangenheit kamen). Mit zunehmender Selbstfindung konnten die Grenzen fließender, die Zusammensetzung vielfältiger werden. War es ursprünglich ein Kreis von Arbeiterpriestern, so stießen später auch Nicht-Priester dazu (der historische Übergang ist mit dem Gespräch Clever-Höffner, S. dokumentiert). War es am Anfang noch ein wichtiges Thema des Kreises, wie die angestammte Rolle des Priesters und die neue des Arbeiters zusammenpassen, so trat mehr und mehr anstelle des 'Priester' der 'Glaube'. Eine Befreiung von klerikalistischen Denkmustern, wie ich meine! Einen zweiten Entwicklungsschub erhielt der Kreis durch die Teilnahme von mehr und mehr Frauen. Es zeigte sich,daß ihre Situation deutlich verschärfte Merkmale von Unterdrückung aufweist, aber auch die Wahrnehmung und Art der Reaktionen darauf brachten uns neue Elemente. Es ist kein Zufall, daß mit die lebendigsten Schilderungen dieser Dokumentation von Frauen stammen.

Der zweite Einwand war die Frage, was denn mit der Dokumentation bezweckt werden sollte bzw. faktisch bezweckt würde.

Es war uns immer wichtig, nicht 'abzuheben' aus dem Kreis unserer KollegInnen. Welche Arbeiterin dokumentiert schon ihr Leben in einer solch 'offiziellen' Form? Eine Antwort scheint mir zu sein, daß es nicht darum gehen kann, uns als herausgehobene Individuen zu dokumentieren, sondern 'die Klasse' und wir als Kreis, mit unserer Besonderheit, lediglich hilfreiches Mittel dafür sind. Sieht man die einzelnen Beiträge daraufhin durch, scheint mir dies durchaus auch zuzutreffen. Dennoch, die Frage nach einem gewissen Stellvertreter-Denken bleibt uns.

Wird durch diese Veröffentlichung nicht eine gewisse Werbewirkung in Sachen Kirche bewirkt, die letztlich die Menschen über die wahren kirchlichen Zustände hinters Licht führt? Nun, wir hoffen, daß wir ungeschminkt genug auch die kirchenkritischen Aussagen mitdokumentieren, wie sie unserem Bewußtsein entsprechen.

Was aber ist es nun positiv, was uns zu der Dokumentation veranlaßt - über das 20-jährige Jubiläum hinaus?

Ein aktives, missionarisches, bekennendes Bewußtsein, wie es kirchlicher Tradition entspricht wird auf diesen Seiten immer wieder zurückgenommen durch Aussagen, daß wir unter unseren KolegInnen Lernende, Empfangende, solidarisch Mitgehende sein wollen, daß die Kirche sich zu den ArbeiterInnen, den 'Armen' bekehren muß und nicht umgekehrt. Es ist diese Verhaltenheit, die es uns verwehrt, großartige Programme zu entwickeln, seien sie nun missionarischer oder gesellschaftspolitischer Art.

Dennoch gab und gibt es natürlich Grenzen des Mitgehens. Wir werden nicht einfach den Rassismus und Sexismus teilen, wo wir unter unseren KollegInnen auf sie stoßen, genauso wenig wie eine bestimmte Konsum-Haltung, Konkurrenz-Denken usw. So waren wir immer wieder auch sehr schnell völlig untypische Außenseiter - nicht so sehr wegen unserer (oft kaum vorhandenen) kirchlichen Einbindungen, sondern primär wegen unserer Überzeugungen, die wir allerdings mit vielen 'Linken' teilten, ob sie nun ArbeitskollegInnen waren oder Intellektuelle. In kirchlichen Kreisen handelten wir uns da vielfach die Kritik ein, daß wir 'zu ideologisch' seien

Ohne Zweifel, die 'Linke' ist durch die politischen Veränderungen der letzten Jahre in eine gewisse Krise geraten - und wir mit ihr. Gerade unsere verhaltene Weise des 'Mitgehens' läßt uns da nicht außerhalb stehen, auch nicht auf dem Boden einer abgehobenen kirchlichen Soziallehre. Dies muß uns jedoch nicht in Panik versetzen.

Ohne Zweifel gibt es zur Zeit ein verstärktes Bedürfnis, sich zu verständigen, über seine Hoffnungen und Visionen auszutauschen und so neu zu kollektiver Handlungsfähigkeit zu kommen. Was wir in eine solche gesellschaftliche Diskussion einzubringen haben, ist kein genialer Gesellschaftsentwurf oder ein Meisterplan zur Lösung aller Probleme; es ist einfach - wir selbst mit unserem Glauben und unserer Hoffnung, mit unserer zwanzigjährigen Geschichte. Dazu können meiner Meinung nach diese Seiten einen Dienst tun: uns erkennbar zu machen für Menschen, die mit uns auf eine solidarische Zukunft für alle Menschen hoffen.